

Schornstein, Max
Eduard Dillmanns "Neue Darstellung der Leibnizischen Monadenlehre" kritisch beleuchtet





Eduard Dillmanns

„Neue Darstellung der Leibnizischen Monadenlehre“

kritisch beleuchtet.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der philosohpischen Doktorwürde

der hohen philosophischen Fakultät

der

Königl. bayr. Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt

von

Max Schornstein,
cand. phil.



Erlangen, 1893.
Druck der Universitäts-Buchdruckerei von E. Th. Jacob.

Seinen teuren Eltern

in aufrichtiger Liebe und Dankbarkeit

gewidmet

vom Verfasser.

Inhaltsangabe.

Vorbemerkung.

Im Jahre 1891 erschien auf dem Büchermarkt ein Werk unter dem Titel: „Eine neue Darstellung der Leibnizischen Monadenlehre auf Grund der Quellen.“ Von Eduard Dillmann. (Leipzig O. R. Reisland.) Die Tendenz des Buches ist eine Ehrenrettung Leibnizens; es soll eine neue, quellenmässige Darstellung der L.'schen Monadenlehre bieten, die im Gegensatz zu den bisherigen Darstellungen nachweist, dass das L.'sche System in sich vollständig widerspruchslos ist. Je mehr es — infolge eines auf Abwege geratenen Kriticismus — Mode geworden ist, gerade bei den hervorragenden Geistern eifrig nach Fehlern und Schwächen zu spähen und an grossen Denkern und Dichtern der Vergangenheit mit vornehmem Achselzucken vorbeizugehen, desto willkommener muss eine Arbeit erscheinen, deren Streben nach der entgegengesetzten Richtung geht, deren Entstehung in dem edlen Vorsatz wurzelt, einem — nach des Verfassers Meinung — verkannten und missverstandenen Manne gewissermassen zu seinem Rechte zu verhelfen und die verdiente Anerkennung zu erkämpfen. Diese Tendenz ist sicherlich am besten geeignet, den Leser von vornherein günstig zu stimmen. Nicht minder geschieht dies beim Lesen des Buches durch die sich immer mehr aufdrängende Ueberzeugung, dass der Verfasser sein Buch mit vollstem Recht „ein Werk langer und mühevoller Arbeit nennt.“ Mit bewundernswerter Ausdauer und eisernem Fleiss ist das schwierige Unternehmen zu Ende geführt, der durch langes Nachsinnen gefundene Grundgedanke nach allen Seiten ausgesponnen und durch massenhafte Quellenbelege nach Möglichkeit zu stützen gesucht. Aber der grösste Fleiss und die

unermüdlichste Ausdauer hätten nicht hingereicht zur Bewältigung des ungeheueren und an Schwierigkeiten allzureichen Stoffes, — es musste zu diesem Zweck ein in die Tiefe dringender philosophisch geschulter Geist hinzukommen; und dieser tritt dem Leser in dem Buche auch unverkennbar entgegen.

Diese Vorzüge wird jede Kritik dem Werke — sie mag es sonst wie immer beurteilen — rückhaltlos zugestehen müssen. Wir betonen dies gleich eingangs umso nachdrücklicher, als wir gezwungen sind, im folgenden dem Verfasser in den meisten, oder doch wesentlichsten Punkten zu widersprechen. Und wir betonen dies sodann auch, um im Anschluss daran die mit Rücksicht auf jene Vorzüge recht auffällige Thatsache zu konstatieren, dass das D.'sche Buch bisher in Deutschland gar keine, im Ausland sehr wenig Beachtung gefunden hat. Von einer kurzen, ziemlich nichtssagenden Notiz im L. C. (Jahrgang 1892 S. 1197 f.) abgesehen, herrscht. soviel uns bis zur Stunde bekannt wurde, in allen philos. Zeitschriften deutscher Zunge über das genannte Buch tiefes Schweigen.

In ausländischen Zeitschriften begegneten uns bisher zwei Besprechungen des Werkes: Die eine, in der englischen Zeitschrift „Mind" (Jahrg. 1893 Nr. 6 S. 224—234) erschienen, hat zum Verfasser W. Wallace; die andere, von L. Credaro verfasst, findet sich in der Rivista Italiana di Filosofia (1893. Vol. I pp. 376—388). Beide bieten wesentlich Inhaltsangaben des Buches; die kurzen kritischen Bemerkungen, die sich bei beiden hin und wieder eingestreut finden, sollen später berücksichtigt werden.

Nach den Gründen für diese auffällige Erscheinung zu forschen, kann hier nicht unsere Sache sein; sie wurde hauptsächlich deshalb erwähnt, um das Erscheinen der vorliegenden Schrift zu rechtfertigen. Wir glauben, dass die obenerwähnten Vorzüge des Buches — es sind nicht die einzigen — allein schon den Verfasser zu dem Anspruch berechtigen, sein Werk auf die Tagesordnung gesetzt zu sehen, und wir glauben ferner, dass die ablehnendste Kritik dem Verfasser erwünschter sein muss als jenes für ein Buch

leicht verhängnisvolle Schweigen. — Eine erschöpfende Würdigung alles Beachtenswerten und gründliche Widerlegung alles Unrichtigen, welches das Buch enthält, würde ebenso viele Einzeluntersuchungen und ein ebenso umfangreiches Buch nötig machen, wie das vorliegende und wäre zugleich eine überflüssige Arbeit; das Gute und Beachtenswerte spricht für sich selbst und braucht höchstens kurz berührt zu werden; das Zweifelhafte und Unrichtige aber gruppiert sich, wenigstens was die Darstellung selbst angeht, um einen Grundgedanken, mit dem es steht und fällt, und von dessen Beurteilung die Beurteilung der ganzen Darstellung abhängt; der Verf. hat diesen Punkt selbst als denjenigen bezeichnet, an dem jede Kritik seiner Arbeit einsetzen muss; es ist der „Standpunkt", den Leibniz nach D.'s Ueberzeugung der Erscheinungswelt gegenüber eingenommen und von dem aus er sein ganzes System gewonnen hat[1]).

Wir können und werden uns daher im folgenden damit begnügen, nach einigen Bemerkungen über die äussere Form des Buches die allgemeinen Behauptungen D.'s, die gewissermassen sein Glaubensbekenntnis als Darsteller im allgemeinen und besonders als Darsteller des L.'schen Systems enthalten, prüfend zu betrachten, sodann auf den Dillmann-Leibnizischen „Standpunkt" übergehend die Haltbarkeit desselben von allgemeinen Gesichtspunkten aus zu prüfen und auf die Richtigkeit des so gewonnenen Resultates durch zwei Einzeluntersuchungen gewissermassen die Probe zu machen; die erste dieser Einzeluntersuchungen hat die Frage nach der Phaenomenalität der Körper[2]), die zweite die auf die Betrachtung des Körpers im allgemeinen gestützten Beweise für die Notwendigkeit von Einzelsubstanzen[3]) zum Gegenstand. Dass neben den unten angegebenen entsprechenden Abschnitten des D.'schen Buches

---

1) Vergl. Dillmann S. 75 u. weiter unten S. 31 ff.

2) Bei Dillmann bes. S. 76—79 u. S. 243—268; auch sonst; vgl. darüber weiter S. 40 ff.

3) Bei Dillmann bes. Teil I. Absch. 1; vgl. w. S. 62 ff.

auch noch verschiedene andere gelegentlich zur Sprache kommen werden, braucht kaum erst gesagt zu werden.

Wir citieren im Folgenden das D.'sche Buch einfach mit D. und der entsprechenden Seitenzahl, nur hin und wieder werden auch die Abschnitte des I., beziehungsweise II. Teils ausdrücklich angeführt.

Die Leibnizischen Schriften werden mit D. nach der schönen 7bändigen Ausgabe von C. J. Gerhardt: „Die philos. Schriften von G. W. Leibniz“ (Berlin 1875—1890) angegeben; bei einzelnen Stellen, die nach Erdmann Opera Philosophica (O. Ph.) citiert werden mussten, wird dies ausdrücklich vermerkt [1]).

Nach diesen orientierenden Vorbemerkungen wenden wir uns sogleich zur Erledigung des ersten der oben angegebenen Punkte, zur Besprechung der äusseren Form des Buches.

I. Die Art der Dillmann'schen Darstellung.

Sprachliches. — Uebersetzung der Citate. — Disposition.

Die L.'sche Monadenlehre gehört unstreitig zu denjenigen philos. Systemen, die auch dem geübten Darsteller gewaltige Schwierigkeiten entgegenstellen; abgesehen von der Schwierigkeit des Systems selbst, das an das abstrakte Denken recht hohe Anforderungen stellt und darum schon einer leicht fasslichen Darstellung widerstrebt, ist es besonders das Fehlen einer einheitlichen Darstellung bei L. selbst, eine überaus schwankende Terminologie, zahlreiche scheinbare und manche thatsächliche Widersprüche und Zugeständnisse zu Gunsten anders gesinnter Personen und besonders der Kirche, die es dem Darsteller geradezu unmöglich machen, das Ideal einer Darstellung bei dem L.'schen

1) Für die Vergleichung von nach Erdm. citierten Stellen mit den entsprechenden in Gerhardt hat B. Erdmann im Archiv f. Gesch. d. Ph. 1891 S. 320 ff. eine vergleichende Tabelle angelegt, die diese mühselige Arbeit wesentlich erleichtert.

System ganz zu erreichen und dem Leser ein plastisches und zugleich treues Bild des Systems vor Augen zn führen. Gerade die mancherlei, wie es scheint, unüberwindlichen Schwierigkeiten nun legen dem Darsteller noch mehr als sonst die Verpflichtung auf, alle diejenigen, die sich vermeiden lassen, auch wirklich zu vermeiden und alle Mittel aufzubieten, die zu einer guten Darstellung erforderlich sind; das sind aber vor allem: Kürze, Klarheit und Schärfe des Ausdrucks. Diese Eigenschaften werden nun aber in der D.'schen Darstellung schwer vermisst; um so schwerer, als diese Darstellung nicht nur alle bisherigen Darstellungen, sondern man darf wohl sagen, alle bisherigen philosischen Systeme an Schwerverständlichkeit und Unklarheit weit übertrifft. Mit vollem Recht bemerkt Wallace: „Der Autor stimmt den Leser auch nicht günstig durch seine literarische Kunst. Sein Ausdruck ist oft schwerfällig, verwirrt und kommt zu keiner scharfen Pointierung. Er wiederholt seine Resultate beständig mehr emphatisch als lichtvoll und verwirrt den Leser durch den Mangel an sauberen Terminis zur Unterscheidung des Gedankens, den er verteidigt, von den Ansichten, die er verurteilt: er ist verdächtig weitläufig in seinen Versicherungen bei einer Erklärung, dass sie handgreiflich klar und bei einer andern, dass sie grundfalsch sei[1])." Dieses Urteil ist nur allzu treffend; gerade dort, wo es auf Klarheit und scharfe Pointierung des Ausdrucks ankommt, ist D. von einer unbegreiflichen Unklarheit, ja Unverständlichkeit; wir erinnern nur an folgenden Satz: ..„Leibniz stellt ja nicht die Bedingung, dass der Körper in einem Wesen substantiert, als Substanz dargestellt sei — das hiesse, seine Ausführungen gründlich verkennen, und wer das glaubt, der hat uns nicht verstanden —, sondern die, dass der Körper eine Substanz sei, aber allerdings nicht, dass ihm etwas Substantielles zugrunde liege, sondern dass der Körper selbst in einem Wesen substantiiert sei." — „Und diese Bemerkung ist für das ganze System von der allergrössten Bedeutung"[2])! Wem fallen da

1) Vergl. „Mind" 1893 Heft 6 S. 226.
2) D. S. 62; ganz analog S. 470 f.

nicht D.'s eigene Worte ein, die er gelegentlich bei der Kritik einer Ansicht Fischers gebraucht: „Sehr klar hat er seinen Gedanken nicht ausgesprochen, was vermutlich an diesem selbst lag"!?[1]) Die völlige Unbegreiflichkeit dieses Mustersatzes kann erst durch das Spätere dargethan werden; hier sei nur bemerkt, dass D. sich solcher Klarheit an den wichtigsten Stellen seines Buches befleissigt, woraus man leicht schliessen kann, wie es damit im Grossen und Ganzen bestellt ist.

Nun lässt sich Klarheit und Schärfe des Ausdrucks teilweise wenigstens durch grössere Ausführlichkeit ersetzen; was der erste Satz dunkel lässt, wird durch einen zweiten erläutert und aufgeklärt, was durch ein Wort nicht genügend praecisiert werden kann, wird durch einen Satz unzweideutig definiert und klar gemacht; diesen Weg hat, wie es scheint, der Verf. auch wirklich einschlagen wollen. „Ich habe" — so heisst es im Vorwort p. IV. — „zu diesem Zwecke (um klar und fasslich zu sein) selbst Wiederholungen und breitere Ausführungen nicht gescheut etc." Und in der That ist das Buch an Wiederholungen überreich; allein diese Wiederholungen sind eben, wie Wallace richtig bemerkt, „mehr emphatisch als lichtvoll;" es sind ganz oder doch ziemlich wortgetreue Wiederholungen, deren Wertlosigkeit ohne weiteres einleuchtet; was nützt es z. B., wenn das Grundproblem, der „Standpunkt" L.'s immer und immer wieder mit denselben Worten wiederholt wird, wenn dieselben Sätze unzähligemale wiederkehren?[2]) Ein unklarer Satz wird doch nicht dadurch klarer und fasslicher, dass man ihn zehnmal nacheinander ausspricht! Solche Wiederholungen ermüden den Leser und stören den Gedankengang.

Noch mehr ist dies der Fall bei einer Art von Sätzen, die bei D. fast auf jeder Seite mit grösserer oder geringerer Ausführlichkeit wiederkehren: Wir meinen die unzähligen Versicherungen, dass die Behauptungen D.'s „über allen

---

1) D. 247 Anm.

2) Vergl. z. B. S. 32 ff., 60. 63. 67. 73. 76. 96. 146. 166 und viele andere Stellen.

Zweifel gewiss“ sind, dass sie „mit zwingender Notwendigkeit durch die Quellen gefordert werden“, dass „sie nicht mehr in Zweifel gezogen werden können,“ dass sie „sonnenklar“, „unwidersprechlich“ und „zweifellos“, „nicht den geringsten Widerspruch dulden“ u. s. w. u s. w. Derartige Aeusserungen nehmen in der D.'schen Darstellung einen breiten Raum ein. „Die Stichhaltigkeit dieses Resultates“ — heisst es S. 435 — „und insbesondere unserer früheren Ausführungen kann daher durchaus nicht mehr in Frage gezogen werden, und über diesen Punkt können die Akten füglich geschlossen werden.“ „Dass dies die Ueberzeugung des Philosophen ist, geht aus seinen Worten mit solcher Evidenz und (!) mit einer derartigen Sicherheit hervor, dass auch nicht der geringste Widerspruch dagegen aufkommen kann. Alle diese Betrachtungen, denen sich noch eine ganze Anzahl sonstiger Argumente anreihen liessen, lassen nun keinen, aber auch durchaus keinen Zweifel mehr an der Unhaltbarkeit der traditionellen Ansicht bestehen. Diese Ansicht ist falsch, sie steht in Konflikt mit der Darstellung Leibnizens, und wer sie dennoch festhält, der verzichtet eben damit auf eine wirkliche Erklärung dieser Darstellung. Zugleich aber weisen uns die vorherigen Erörterungen auf den richtigen Weg“ (S. 282 f.). „Angesichts dieser Sachlage ist nun aber ebenfalls kein Zweifel mehr möglich, dass diese Auffassung in der That die richtige ist. Dieselbe ruht auf so festen Grundlagen, ist durch die Quellen so dringend, mit so zwingender Notwendigkeit gefordert, dass sie als gesichert angesehen werden darf, und muss“ (!?) (S. 63)[1]. Es verlohnte sich eigentlich, die zahlreichen derartigen Stellen alle im Wortlaut hier anzuführen, um ihre Zahl und ihren Umfang zur Anschauung zu bringen und den reichen Schatz von Superlativen und superlativischen Ausdrücken zu zeigen, den der Verfasser aufbietet, um — zu versichern, dass seine

---

1) Ebenso oder ähnlich: S. 60, 72, 100, 115, 120, 133, 135, 147, 159, 163, 167, 170 o., 181 u., 192, 194, 198 u., 251 o., 252, 257, 273, 280 u., 373 u., 426, 449, 458, 468 u. a.; der Ausdruck „sonnenklar“ kehrt z. B. wieder: S. 117, 257, 283, 307, 426 u. ö.

Ansicht die richtige, die allein richtige sei; wir begnügen uns indes damit, anmerkungsweise auf jene Stellen zu verweisen. Welchen Zweck diese immer wiederkehrenden Versicherungen haben sollen, ist schwer zu erraten; die Beweiskraft der Argumente können sie unmöglich erhöhen, wol aber wirken sie ungemein abstossend auf den Leser, dem sie eine wissenschaftliche Ueberzeugung gewissermassen aufzwingen wollen.

Von geringerer Bedeutung sind einzelne Inkorrektheiten im Ausdruck[1]) und Satzbau[2]).

Dagegen bedarf die Art und Weise, wie D. die Quellen citiert, besonderer Erwähnung; die L.'schen Schriften werden bei D. durchgehend in deutscher Uebersetzung citiert; diese Uebersetzung nun ist fast regelmässig unvollständig und ungenau, häufig falsch und sinnverwirrend. Beispiele für Unvollständigkeit und Ungenauigkeit finden sich allenthalben und werden in den folgenden Einzeluntersuchungen ausdrücklich angeführt werden; sie beruhen zumeist darauf, dass D. teils die Ausdrucksweise L.'s willkürlich abkürzt und statt ganzer Sätze einzelne Worte gebraucht, teils wichtige Satzteile oder ganze Sätze übergeht, ohne dies auf die übliche Weise anzudeuten. So übersetzt D. — um hier nur ein Beispiel anzuführen — auf S. 253: „Ohne Seele würden alle Körper . . . nichts anderes sein als Phaenomene." (Gerh. II 435 E.). Die Stelle lautet im Original: „Si abesset illud monadum substantiale vinculum, corpora omnia . . nihil aliud forent quam phaenomena etc"; nach D.'s Ansicht ist nun allerdings vinculum substantiale identisch mit anima, nicht

---

1) Z. B. „Anstatt dass" für „während" (ist ein Gallicismus, s. S. 477); der stetige Gebrauch von „derselbige," „ebenderselbige" für die entsprechenden einfacheren Worte (z. B. S. 260, 279, 294 u. ö.); ein Körper handelt auf den andern (S. 406, 452, 518 u. ö.); die Subst. haben nur dasjenige Mass . ., wie es sich verträgt (S. 303); weisen . . ein für: „an" auf S. 16 ist wohl Druckfehler.

2) Sehr oft: D. Körper ist nicht d. Ursache dafür, dass er einen Raum erfüllt (S. 167, 284 u. ö.); Gott ist die . . Subst., von welcher alle Mon. Produktionen sind und durch . . Fulgurationen . . aus der Göttlichkeit entstehen (S. 452) u. ä.

so nach der „bisherigen" Auffassung, und es ist somit unberechtigt, diese Begriffe ohne weiteres zu vertauschen. Durch unvollständige Uebersetzung kommt z. B. folgender sinnlose Satz zustande: „Der Begriff der Ausdehnung ist (relativ oder) die Ausdehnung von etwas"[1]. Der lateinische Satz lautet: „Extensionis notio est relativa seu extensio est alicuius extensio"[2].

Auch für inkorrekte und sinnentstellende Uebersetzungen werden im Folgenden zahlreiche Beispiele angeführt werden; hier nur einige davon: S. 45 citiert D.: „Mithin hat das, was in Teile geteilt werden kann, keine Realität, wenn es sich nicht in demjenigen befindet, was nicht in Teile geteilt werden kann"[3]. Bei L. heisst es: „Ergo . . quae in partes dividi possunt, nullam habent realitatem, nisi sint in iis, quae in partes dividi non possunt." Wer L. kennt, weiss ohne weiteres, dass in dem Satz mit nisi als Subjekt zu ergänzen ist: res oder substantiae. Der im Original folgende Satz beseitigt übrigens jede Möglichkeit eines Zweifels; er lautet: „Imo nullam habent aliam realitatem, quam eam, quae est Unitatum, quae insunt; nach D. müsste es heissen: quibus insunt. Die einzig mögliche und richtige Uebersetzung lautet also: „Mithin hat das, was in Teile geteilt werden kann, keine Realität, wenn sich nicht in ihm etwas (sc. Einheiten, Subst.) findet, was nicht in Teile geteilt werden kann." Diese falsche Uebersetzung ist für die Beweisführung D.'s von grosser Bedeutung![4])

Unverständlich ist z. B. in der Uebersetzung der folgende Satz: „Die Folgen der confusen Gedanken repraesentieren die Bewegungen des Körpers etc."[5]; er lautet bei L. (4, 591): „. . La suite des pensées confuses étant representative etc." Unbegreiflich falsch ist folgende Uebertragung: „Er (Gott) ist das universelle Centrum, und er sieht die Welt, wie ich

1) Weitere Beispiele s. w. S. 41 ff.
2) Gerh. II. 269.
3) Das. II. 261.
4) Vergl. darüber w. S. 66 f.
5) D. S. 351 oben.

die Stadt eines Hofes sehen würde, welche darin ist“[1]). Im Original (7,556) heisst es: . . „Il voit le monde comme je verrois la[2]) ville d'une cour, qui y est,“ d. h.: „Er sieht die Welt wie ich die Stadt von einem Hofe aus sehen würde, welcher darin ist.“ Dass Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten der Citate[3]) die Lektüre des D.'schen Werkes wesentlich erschweren, versteht sich wohl von selbst und wird durch das Folgende noch besonders deutlich zu Tage treten.

Die grössten Schwierigkeiten aber hat der Verfasser dem Leser seines Buches unstreitig durch die Einteilung desselben in den Weg gelegt. „Das Buch“ so lässt sich Wallace[4]) hören — „leidet unter dem Nachteil, dass es für eine Streitschrift zu weitläufig, für eine Darstellung zu polemisch ist.“ Wir können dieses Urteil allgemeiner so aussprechen: Das Buch leidet unter dem Nachteil, dass es zugleich Streitschrift und Darstellung ist. Daraus ergibt sich als Hauptmangel, dass die eigentliche Darstellung noch mehr, als dies bei der Ausführlichkeit der Behandlung ohnehin schon der Fall wäre, zerstückelt wird und jede Uebersichtlichkeit einbüsst; es wird geradezu unmöglich, aus der D.'schen Darstellung bei der Lektüre ein Gesamtbild der Monadenlehre zu gewinnen. Diesem schwer fühlbaren Mangel kann auch der „Rückblick“ (S. 510-525) nicht wirksam genug begegnen, da dieser für das Verständnis nicht ausreicht. Man wird aber vielleicht einwenden, dass die Polemik gegen die traditionelle Auffassung doch eigentlich als die negative Seite der D.'schen Darstellung dieser als Folie dienen muss,

---

1) Auf diese Stelle macht auch Wallace l. c. p. 227, aufmerksam; wenn er (ebenda) bemerkt: „The translation seems generally accurate, though naturally taking liberties in the omission of clauses,“ so ist das — das Erstere wenigstens — nach dem oben Gesagten ein grosser Irrtum.

2) D. scheint durch den — allerdings auffälligen — bestimmten Artikel zu seiner Uebersetzung veranlasst worden zu sein.

3) Der Stellennachweis ist im allgemeinen richtig; zu korrigieren ist: S. 393 für 4, 434 viell. 439 f., S. 253 u. für 477 besser 476 f.; S. 484 fehlt bei 615, 48 die Ang. des Bandes: 6.

4) Mind, p. 226.

von der sie sich nur umso plastischer abhebt; ja, D. wird uns vielleicht entgegen halten, dass seine Auffassung nur als Gegensatz zur bisherigen verständlich wird, wie D. dies in der That öfter betont[1]). Allein, abgesehen davon, dass dieses letztere Zugeständnis gerade nicht als Vorzug dieser Auffassung gelten kann, so wäre es zu diesem Zweck doch vollständig hinreichend gewesen, diese neue Auslegung einfach der früheren gegenüberzustellen; nicht aber bedurfte es dazu einer so breit angelegten Widerlegung derselben. Diese hätte vielmehr gesondert durchgeführt und der eigentlichen, ebenfalls gesondert durchgeführten Darstellung als I. Teil des Buches vorangestellt werden müssen; das wäre die natürliche Einteilung gewesen, an deren Stelle so eine ganz unnatürliche: I. Grundlegung der Monadenlehre (Seite 1—326), II. Die weitere Ausgestaltung des Systems (Seite 327—510) getreten ist. Wir verkennen nicht, dass durch gesonderte Behandlung des polemischen und des darstellenden Teils die Schwierigkeiten für den Verfasser wesentlich vergrössert worden wären; allein die daraus sich ergebenden Vorteile hätten jene Mehrleistung reichlich gelohnt. Es wäre dadurch nicht blos grössere Uebersichtlichkeit und Fasslichkeit der Darstellung, sondern wahrscheinlich auch grössere Klarheit und Praecision des Gedankenausdrucks erreicht worden, da der Verfasser veranlasst worden wäre, seinen Gedanken eine selbständigere Gestaltung zu geben, als ihm dies bei der fortwährenden Anlehnung an die Kritik der „traditionellen“ Auffassung nötig schien; es wären dann wohl auch die oben gerügten Wiederholungen und vieles andere Ueberflüssige deutlicher zu Tage getreten und leicht vermieden worden; vor allem aber wäre dann die bereits erwähnte unnatürliche Einteilung, wie sie das Buch zeigt, überflüssig geworden; dieselbe war bei der vorliegenden Behandlung der Materie nötig, um die einzelnen ohnehin umfangreichen Abschnitte nicht noch mehr zu belasten und so den kleinen Rest von Uebersichtlichkeit zu zerstören. Sie

1) vgl. D. S. 62: „. . sie ist ohne diesen Gegensatz gar nicht verständlich“ u. ä.

ist aber, wie gesagt, unnatürlich und unlogisch, da es unmöglich ist, die grundlegenden Bestimmungen von der weiteren Ausgestaltung des Systems scharf zu trennen; versucht man es dennoch, so wird die Einheit der Darstellung empfindlich gestört und es werden fortwährende Wiederholungen nötig.

Aber auch die Disposition eines jeden der beiden Teile lässt manches zu wünschen übrig; obgleich z. B. im 1. Abschnitt der I. Abteilung (Der Körper im allgemeinen. Die Seele) fortwährend von der Phaenomenalität des Körpers die Rede ist, und diese sogar die notwendige Voraussetzung des ganzen Abschnittes ist, wird die Frage erst im 6. Abschnitt der I. Abteilung ausführlich behandelt; warum, von allem anderen abgesehen, der sehr ausführliche 5. Abschnitt (Die geschichtliche Stellung L.'s) eingeschoben werden musste, ist nicht einzusehen. Der Begriff des Substanz, der selbstverständlich auch in der I. Abteilung fortwährend in Betracht kommt, wird im 1. Abschnitt der II. Abteilung behandelt.

Ganz überflüssig erscheinen die langatmigen Auseinandersetzungen über das Kontinuitätsgesetz; sie könnten füglich ganz fehlen; wenigstens aber mussten sie, soweit sie die Anwendung des gen. Gesetzes auf die Geometrie und Physik betreffen[1]), unterdrückt werden. Ganz oder doch zum grössten Teil überflüssig ist auch der Abschnitt über „Das Handeln und Leiden der Substanzen"[2]), selbst wenn man das darin gewonnene Resultat gelten lässt. Ueberflüssig ist endlich auch ein grosser Teil in dem Abschnitt über „die Freiheit der Substanzen," soweit D. darin L. gegen den Vorwurf Zellers bezüglich der Freiheit und Notwendigkeit ver-

1) Abt. II Abschn. 4 (S. 355—374) bes. S. 355—359.

2) Abt. II Abschn. 6 (S. 399—408); man kann sich bei der Lektüre dieses Abschnittes, wie auch an manchen anderen Stellen des D.'schen Buchen nicht ganz des Gefühls erwehren, als wollte D. um jeden Preis der früheren Auffassung widersprechen; was D. in diesem Abschnitt Positives sagt, ist recht unbedeutend und konnte in zwei Sätzen gesagt werden, das Negative, Polemische an dieser Stelle ganz überflüssig.

teidigt, da diese Verteidigung zumeist in einer Wiederholung der von Zeller angegriffenen Sätze L.'s besteht[1]).

Wenn man trotz all dieser Mängel und Schwierigkeiten doch immer wieder nach dem Buche greift, so geschieht es, weil dasselbe, wie schon eingangs bemerkt, an vielen Stellen einen tief gehenden Scharfsinn verrät[2]); derselbe äussert sich allerdings zumeist im negativen Teil des Werkes, so dass dieser der bessere ist; wir können auch hierin der Meinung Wallaces Recht geben, wenn er sagt: „Bei all diesen Nachteilen bildet das Buch ein ernstes Verzeichnis von Misständen in der landläufigen Darstellung der L.'schen Theorie"[3]), nur fallen freilich sehr viele dieser Misstände nicht den Darstellern, sondern L. selbst zur Last.

Noch auf eine Sonderlichkeit D.'s sei zum Schluss hingewiesen. Er liebt es, die Autoren, deren Werke er benützt, beziehungsweise bekämpft, an vielen Stellen zu verschweigen und entschuldigt dies mit den Worten: „Auf die Namen kommt ja nichts an, wenn nur die Sache gefördert ist." Wir möchten den Verfasser bloss fragen, was er z. B. dazu sagte, wenn jemand seinen neu entdeckten Standpunkt sich zu eigen machte, ohne den wahren Autor zu nennen. Da das D.'sche Verfahren weder Raum- noch Zeitersparnis, wohl aber grosse Verwirrung zur Folge haben kann, wird es wohl besser bei der „bisherigen" Gepflogenheit bleiben.

1) Vgl. Zeller, Gesch. d. d. Ph. S. 146 f.; D. bes. S. 423 ff.

2) Zuweilen verliert sich dieser Scharfsinn allerdings in Haarspaltereien und Sophismen; vgl. z. B. w. S. 35 f.; D. S. 35, 41, 65 o., 71, 97 Anm., 169 u., 168, 275 u. ö.

3) Mind, l. c. p. 226.

II. Die Praemissen der Dillmann'schen Darstellung.

Die Widerspruchslosigkeit des Leibnizischen Systems. — Die apriorische Ableitung desselben. — Die Bedeutung der „Monadologie."

„Den Leser leibnizischer Schriften ergreift — . . je länger je mehr — das Gefühl, . . dass in den Gedanken dieses Philosophen mehr innere Einheit ist, als auf den ersten Blick da zu sein scheint"[1]. Von diesem „Gefühl" ist D. mehr als gut ist, beherrscht, es erscheint bei ihm zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gesteigert, dass „die Leibnizische Monadenlehre die schönste und vollkommenste Frucht des philos. Denkens", „dass vollendetste und glanzvollste System" ist, „welches die Geschichte der Philosophie kennt"[2]; „dass Leibniz keine Ungereimtheiten vorgetragen habe, dass seine Ausführungen in allen ihren Teilen denselben Gedanken entwickeln, und dass er nicht in der Grundlegung seines Systems andere Sätze aufgestellt habe, als er nachher gelehrt hat, dies müssen wir als selbstverständlich (!) voraussetzen und wird wohl in der That niemand in Frage stellen wollen. (?) Es muss irgend eine Erklärung geben, welche diesen drei Bedingungen[3]) gerecht und zwar vollständig gerecht wird, das steht von vornherein über allen Zweifel gewiss fest, und diese zu finden, darauf muss nun eben unser ganzes Bestreben gerichtet sein"[4]).

Diese Sätze können gewissermassen als das Motto des

---

1) Class, Die metaph. Voraussetzungen des L.'schen Determinismus (Tübingen 1874) p. 2.

2) D. S. 525.

3) Diese drei Bedingungen sind: Die Leibnizischen dynamischen Untersuchungen müssen 1) „einen vernünftigen Inhalt ergeben," 2) „nicht nur teilweise, sondern ganz und (!) vollständig aufgehellt werden" und 3) mit den sonstigen Hauptlehren des Philosophen in Einklang stehen"; vgl. D. S. 22 u.

4) D. S. 22 f.; ähnlich äussert sich D. inbezug auf einzelne Punkte: S. 39; 257 Anm.; 385 f.; 423 f.; 455.

D.'schen Buches gelten und zugleich als der Obersatz aller unbegreiflichen und unhaltbaren Behauptungen, die D. als Consequenzen jener falschen und einseitigen Voraussetzung aufzustellen gezwungen ist. Vor allem führt diese Voraussetzung zu einer höchst bedenklichen Beweisführung: Das L.'sche System muss einheitlich und in sich widerspruchslos sein; nach den „bisherigen" Darstellungen ist dies stellenweise nicht der Fall: ergo sind diese Darstellungen falsch. Daraus folgt dann natürlich die Notwendigkeit einer neuen, selbstverständlich widerspruchslosen, Darstellung[1]. Um eine solche zu erreichen, muss vor allem die Bahn frei gemacht, d. h. alles aus dem Wege geräumt werden, was der Einheitlichkeit und Abrundung des Systems hinderlich sein könnte; dahin gehört bei D. erstens die apriorische Ableitung des Systems[2] und zweitens die damit eng zusammenhängende massgebende Stellung, die man bisher der Monadologie eingeräumt hat[3]; beides ist nach D. unhistorisch. Sodann gilt es die Quellen so „auszulegen" und „umzudeuten", dass sich das Gewünschte daraus ergibt, mit anderen Worten: das in die Worte L.'s hineinzulegen, was man darin finden will.

Wenn dann jemand, nachdem dies geschehen ist, die sehr berechtigte Frage aufwirft, warum denn das alles nicht so, sondern so ganz anders in den Quellen stehe, so erhält er zur Antwort: Die hier gebrauchte Ausdrucksweise ist nur gestattet, wo es gilt Misverständnissen zu begegnen, bei L., der die Möglichkeit solcher Misverständnisse nicht merkte, ist der Ausdruck, wie er in den Quellen vorliegt, der normale und adaequate[4]. Und wer das nicht glaubt, „wer gleichwohl an der Stichhaltigkeit dieser Erklärung zweifeln zu müssen glaubt, der stelle eine andere bessere Auslegung auf und lege sie in möglichst klaren Worten dar. (Hätte D. das gethan!) Sobald dies geschehen ist, werden wir dieselbe dann als unmöglich widerlegen."[5] (!!)

1) vgl. D., Einleitung; bes. S. 17 ff.

2) D., Einleitnng S. 3—10: siehe w. S. 16 ff.

3) Ebenda S. 10—12 u. sonst: s. w. S. 26 ff.

4) Vgl. D. S. 61 ff.; 100; 466: ausführl. weiter S. 68 ff.

5) Das. S. 100.

Was aber von vornherein eine Umdeutung ausschliesst und dennoch in den Rahmen der D.'schen Darstellung nicht hineinpasst, das sind „nur Ausnahmen, welche die Regel bestätigen."[1]) Auf diese Weise, mit solchen und ähnlichen Sätzen lässt sich natürlich alles beweisen, aber als „streng" oder auch nur wissenschaftlich bewiesen, wird entgegen der Meinung D.'s wohl schwerlich jemand die so gewonnenen Resultate ansehen. Mit Recht bemerkt Credaro[2]) dazu: „Vielleicht wird er (der Verfasser) nach einigen Jahren des Nachdenkens und neuer Studien einsehen, dass seine Art und Weise, sich aus der Affaire zu ziehen, nicht vernunftgemäss ist, da, wo er nach der Behauptung, L. begründe seine Principien überall auf die Natur der physischen Phaenomene, hinzufügt, dass er (L.) wohl hie und da allgemeinere Gründe für sie angeführt habe, „„dass aber diese nichtsdestoweniger nur Ausnahmen sind, welcher die Regel bestätigen;"" dass die Gründe, aus welchen er die „Monadologie" zurückweist, als die einzige Schrift, in welcher die deductive Methode angewendet wird für ein System, das keine apriorische Begründung haben darf, nicht überzeugend sind; dass nicht alle Voraussetzungen, welche er auf S. 22—23. ausser Discussion setzt, in Wirklichkeit als falsch anzusehen sind."

Der erste und letzte der von Credaro berührten Punkte wurde bereits besprochen, auch die beiden andern, die Frage nach der Methode L.'s und nach der Stellung der Monadologie innerhalb des Systems wurden gestreift; diese beiden Punkte bedürfen aber noch einer eingehenden Würdigung.

D. äussert sich über die Methode L.'s folgendermassen[3]): „Fast überall" — oder, wie es später[4]) ohne Einschränkung heisst, — „überall[4]), wo es sich um die Grundlegung seines

---

1) D. S. 11.

2) Rivista Italiana di filosofia 1893 (Heft: Mai-Juni) S. 388.

3) D. S. 1.

4) Das. S. 11. 21 heisst es: „L. begründet, wie wir gesehen haben, die . . . Monaden in **allen** seinen Schriften durch Be-

Systems handelt, nimmt L. von der Betrachtung des Körpers und dessen Eigenschaften seinen Ausgangspunkt. Schon der sog. „metaphysische Discours" — so beginnt D. diese Behauptung im einzelnen zu erhärten — „begründet die Wiedereinführung der substantiellen Formen mit der Thatsache der Bewegung[1]), mit dem Hinweis darauf, dass diese etwas rein Relatives sei." Wenn man bedenkt, dass nach D. der „metaph. D." nicht nur sämtliche Bestimmungen der Monadenlehre ohne Ausnahme voraussetzt, sondern sie auch zum grössten Teile ausdrücklich aufführt[2]), wenn man ferner bedenkt, dass der „met. D." neben der Monadologie „die einzige Abhandlung ist, in welcher der Philosoph alle seine Hauptsätze in einen Zusammenhang gebracht hat"[3]), dass ferner diese Schrift die erste zusammenhängende Kundgebung des Systems ist[4]) und dass endlich, wiederum nach D., gerade „die frühesten Schriften uns den richtigsten

---

trachtungen über die Natur des Körpers. Weil d. Körper . ., so führt er **überall** aus etc." Derartige — Ungenauigkeiten sind sehr bedenklich; vgl. auch S. 192 f.: „Es ist Thatsache, dass der Philosoph überall seine Monaden aus dem Wesen des Körpers abgeleitet hat etc."

1) Mit der blossen „Thatsache der Bewegung" können die Monaden unmöglich begründet werden; die Worte werden übrigens durch das Folgende überflüssig. D. scheint hier Gerh. zu folgen, der IV. 410 vom „m. D." bemerkt: „Sie (die Schrift) gewährt demnach ein Bild, . . wie L. durch die Dynamik zu dem Begriff der S. gelangt ist."

2) D. S. 523; den Beweis für diese Behauptung ist D. schuldig geblieben; Thatsache ist, was Stein, „Leibniz und Spinoza" S. 150 ff. sagt: „. . Nicht blos die bekannten Schlagwörter Monade und praestabilierte Harmonie gehen ihm (L.) hier noch ab, auch der inhaltliche Aufbau des Monadenbegriffs ist noch nicht vollendet. So ist beispielsweise von jener einschneidenden Bestimmung des späteren Systems, dass die S. nicht blos schlechthin Kraft, sondern ganz besonders vorstellende Kraft ist, im Discours von 1686 ebensowenig zu bemerken, wie von dem das ganze System tragenden Gesetz der Kontinuität etc."

3) Vgl. das. S. 11.

4) Vgl. das. S. 523.

Einblick in die Monadenlehre und insbesondere in die Gründe derselben gewähren können, weil sie den Gedankengang des Philosophen wahrscheinlich ursprünglicher und getreuer wiederspiegeln als die späteren"[1]), — bedenkt man all das, so sollte man erwarten, dass nicht: Schon der „metaph. D." die Einführung der Monaden so begründet, sondern dass gerade in dieser Schrift keine andere Ableitung Platz finden wird. Thatsächlich liegt die Sache ganz anders. Hören wir, was D. selbst, freilich an einer viel späteren Stelle[2]), darüber sagt: „L. stellt an die Spitze[3]) seiner frühesten monadologischen Schrift des sog. „m. D.," den Satz von der individuellen Substanz. Er entwickelt zunächst den Begriff einer solchen Substanz, und leitet dann aus diesem sein gesamtes System ab"(!)[4]). Das ist auch in der That der Fall. Wie verträgt sich das aber mit der D.'schen Behauptung, dass L. „überall von der Betrachtung des Körpers und dessen Eigenschaften seinen Ausgangspunkt nimmt", und dass „für eine Begründung aus blossen Begriffen überhaupt gar kein Platz mehr vorhanden ist"?[5])

Wie steht es sodann mit dem „Hinweis" auf die Relativität der Bewegung, mit dem L. „schon" im „m. D." die Einführung der substantiellen Formen „begründen" soll? Nachdem in Absch. IX.—XVI. des „m. D."[6]) die wichtigsten Bestimmungen des Systems aus dem Begriff der Substanz abgeleitet sind, geht L. im XVII. auf eine Untersuchung über den Cartesianischen Grundsatz von der Erhaltung der Bewegung ein, weil „es ihm gut scheint, für die oft erwähnten untergeordneten Grundsätze oder Naturgesetze ein Beispiel anzuführen";[7]) nachdem die Cartesianische Ansicht

1) D. S. 11.

2) II. Abt., Abschn. 2. (Die indiv. Subst.) S. 329 ff.

3) D. Ausdruck ist nicht wörtlich zu nehmen, da Absch. I.—VIII. von dem „grossen Princip der Vollkommenheit der göttlichen Werke" handelt. Gerh. II. 12, IV. 427—37 u. S. 457 XXXII.

4) D. S. 329.

5) Das. S. 7.

6) Gerh. IV. 433—442.

7) Das. S. 442 XVII.

widerlegt und die eigene begründet ist, dass nicht die Quantität der Bewegung sich erhält, sondern die der Kraft, sagt L. in Abschn. XVIII: „Diese Betrachtung . . . ist nicht nur in der Physik und Mechanik sehr wichtig . . . sondern auch in der Metaphysik, um die Principien besser zu begreifen denn etc.“ [1]) (folgt der Hinweis auf die Relativität der Bewegung etc.). Nun ist es doch etwas wesentlich anderes, mit der Relativität der Bewegung die Monaden „begründen“, d. h. sie von vornherein aus ihr ableiten oder mit ihr jene begreiflicher machen, sie nachträglich mit diesem Hinweis stützen!

Dass aber L. im „m. D.“, und also wohl überhaupt, nicht daran gedacht hat, das erstere zu thun, ergibt sich aus einer gerade entgegengesetzten Aeusserung, die sich vor der zuletzt citierten im XII. Abschn. der Schrift findet; sie lautet: „Ich glaube, dass, wer über die Natur der Substanz, die ich oben erklärt habe, nachdenkt, finden wird, dass die Natur des Körpers nicht ganz in der Ausdehnung, d. h. in der Grösse, Gestalt und Bewegung besteht, sondern dass man darin etwas anerkennen muss, was . . . man allgemein substantielle Form nennt“ [2]). Also gerade das Gegenteil der D.'schen Behauptung wird hier von L. ausgesprochen: Aus dem Substanzbegriff folgt die Unwesentlichkeit von Ausdehnung, Bewegung etc.“ nicht aber umgekehrt! [3])

Der „metaph. D.“ bildet also die schlagendste und eigentlich vollständig genügende Widerlegung jener D.'schen Be-

1) Gerh. S. 444 XVIII.

2) Das. IV. 436 XII.

3) Ein solcher Schluss, wie L. ihn hier zieht, ist nur möglich, wenn man voraussetzt, dass der Körper eine Substanz ist, wie dies in der That noch im Briefwechsel mit Arnauld der Fall ist; vgl. z. B. II. 71 u.: „Fürs erste muss man gewiss sein, dass die Körper Substanzen sind“ etc.; das beweist aber 1) dass die Substanzen ursprünglich nicht „um der materiellen Phaenomene willen“ (D. S. 5) eingeführt werden und 2) dass der „metaphysische Discours“ und auch der Briefwechsel mit A. in seinen Anfängen noch wesentlich von der späteren Lehre abweichen, wo der Körper ein „phaenomenon bene fundatum“ heisst; vgl. darüber Stein, l. c. p. 167 Anm. 4.

hauptung; wir wollen aber D. noch einen Schritt weiter folgen: „Der an diese Abhandlung sich anschliessende Briefwechsel mit Arnauld“ — so fährt er fort — „beschäftigt sich aufs eingehendste mit der Frage nach der Einheit des Körpers und kommt zu dem Resultat, dass die letztere nur gewahrt bleiben könne, wenn man in dem Körper ausser der blossen Grösse noch ein unteilbares Wesen, eine Seele anerkenne“[1]). Vergleichen wir damit vorerst wieder eine spätere Stelle des D.'schen Buches über diesen Briefwechsel; sie lautet: „Auch in dem an den „Discours“ sich anschliessenden Briefwechsel mit Arnauld macht der Philosoph diesen Begriff (der indiv. S.) zu dem beherrschenden Mittelpunkt (!) seiner Erörterungen“[2]). Und weiter heisst es: „Wie er (L.) nämlich zu diesen (späteren) Schriften durchgehends durch Fragen, Bedenken und Einwürfe zeitgenössischer Gelehrter veranlasst wurde, so handelte es sich für ihn hier überall darum, die Resultate seiner Monadenlehre vom Standpunkte der modernen Philosophie aus darzustellen und zu erläutern, und diesem Standpunkte war natürlich jene auf das Altertum gerichtete Tendenz L.'s fremd; es war daher von selbst gegeben, dass dieselbe je länger, je mehr in den Hintergrund gedrängt wurde etc.“[3]). Sehr richtig! Man braucht nur noch hinzuzufügen, dass aus dem nämlichen Grunde auch die deductive Methode allmälich in den Hintergrund gedrängt wurde, um die vorliegende Frage ins richtige Licht zu rücken und die D.'sche Ansicht zu widerlegen. Im „m. D.“ hat L. seine Hauptlehren deductiv aus dem Substanzbegriff abgeleitet; dasselbe

---

1) D. S. 1.

2) Das. 329 f.

3) Das. S. 341. Falls die an diese Stelle sich anschliessende, nicht ganz verständliche Bemerkung: „An den vorherigen Auseinandersetzungen wird dadurch selbstverständlich (?) nicht das Geringste geändert“ — sich etwa auf die hier besprochenen Stellen (auf Seite 1 des D.'schen Buches) beziehen soll, so können wir auch sagen, dass durch diese Bemerkung an den Thatsachen und den thatsächlichen Aeusserungen D.'s nichts geändert wird.

ist der Fall in den ersten Briefen an Arnauld[1]); von einer Ableitung der Monadenlehre aus der Betrachtung des Körpers und seiner Eigenschaften kann hier nicht die Rede sein; erst im IX. Briefe wirft L., von Arnauld in die Enge getrieben, am Schlusse einer langen Auseinandersetzung über die indiv. S. und ihre Konsequenzen die Bemerkung hin: „Wenn der Körper eine Substanz ist" — dass er es ist, wird somit vorausgesetzt[2]) — „und nicht ein einfaches Phaenomen wie der Regenbogen oder ein ens per accidens, so kann er nicht in der Ausdehnung bestehen und man muss notwendig etwas annehmen, was substantielle Form ist und gewissermassen der Seele entspricht"[3]). Diese nebenbei hingeworfene Bemerkung kommt dem nüchternen und dem Wortstreit abholden Arnauld sehr erwünscht; sie bietet ihm eine willkommene Handhabe, L. noch schärfer als früher zu Leibe zu rücken, indem er ihn durch konkrete Fragen zwingt, von seiner abstrakten Höhe herabzusteigen und sich mit den Erfahrungsthatsachen, mit der ihn umgebenden Körperwelt, auseinanderzusetzen. Es ist interessant zu sehen, wie L. auf die erste grosse Serie von Fragen von Seite A.'s[4]) antwortet: „Ich gestehe, dass ich mich hierin nicht befriedigen kann. Fürs erste muss man gewiss sein, dass die Körper Substanzen sind, und nicht blos wahre Phaenomene wie der Regenbogen. Das aber vorausgesetzt, kann man, wie ich glaube, schliessen, dass die körperliche Substanz nicht in der Ausdehnung oder Teilbarkeit besteht etc."[5]); „dasselbe aber" — so fährt L. nach dieser Auseinandersetzung fort — „beweist auch der allgemeine Begriff der indiv. Substanz"[6]). Man sieht leicht, welche Ableitung die ursprüngliche ist.

1) Gerh. II. I.—VIII. S. 11—47. Die Briefe an den Landgrafen Ernst, der die Vermittlerrolle spielt, können füglich mitgerechnet werden.

2) Vgl. o. S. 19 Anm. 3.

3) Gerh. II. S. 58.

4) Das. S. 65 ff.

5) Das. S. 71 u., vgl. auch das. S. 73: „Ich weiss nicht, ob der Körper etc."

6) Gerh. II. 72 M.

Ganz ähnlich heisst es im XIII. Brief: „Die substantielle Einheit verlangt ein vollkommenes und naturgemäss unzerstörbares Wesen, da ja ihr Begriff alles einschliesst, was ihm zukommen soll, was man weder in der Figur noch in der Bewegung etc., sondern vielmehr in einer Seele, oder einer dem sogen. „Ich“ analogen substantiellen Form finden kann“ [1]).

Interessant ist auch die Antwort, die L. auf die Frage A.'s, was ihn denn zur Annahme solcher mit wahrer Einheit begabter körperlicher Substanzen veranlasse, erteilt: „. . Nach mir enthält der Begriff der Einzelsubstanz Consequenzen, die mit einem aggregierten Wesen unvereinbar sind; ich finde in der Substanz Eigenschaften, die nicht durch die Ausdehnung, Gestalt und Bewegung erklärt werden können“ [2]). Dasselbe besagt auch der folgende Satz, der sich am Schlusse des nächsten Briefes findet: „Wenn Sie Musse hätten, einmal nachzusehen, was ich bezüglich des Begriffs der individuellen S. behauptet habe, würden Sie vielleicht finden, dass, wenn man mir diese Voraussetzungen zugesteht, man mir in der Folge alles übrige zugestehen muss“ [3]). Hieher sind dann überhaupt jene zahlreichen Stellen zu rechnen, in denen L. die Wichtigkeit des Substanzbegriffes betont; so heisst es im XIII. Brief: „Herr Gordemoi hatte, wie es scheint, einen Teil der Wahrheit erkannt, aber er war noch nicht zu der Einsicht gekommen, worin der wahre Begriff einer Substanz besteht, auch, dass eben dieser der Schlüssel für die wichtigsten Erkenntnisse ist“ [4]). Und im nächsten Schreiben an den Landgrafen Ernst: „Man könnte nicht ordentlich weiter kommen, ohne den wahren Begriff der Substanz zu kennen“ [5]). Dass aber L. hier nicht einen aus der Betrachtung des Körpers und seiner Eigenschaften abgeleiteten, sondern durch blosse Begriffszergliederung gewonnenen Substanzbegriff im Sinne

1) Gerh. II 76.
2) Das. 97 u.
3) Das. 127 M.
4) Das. 78.
5) Das. 83.

hat, geht unzweideutig aus einer Stelle in dem X. Briefe hervor, wo L. als Grundlage seiner Metaphysik zwei „primitive Wahrheiten," zwei Axiome aufstellt, von denen das zweite besagt, „dass jede Wahrheit ihren apriorischen Beweis hat, der aus dem Begriff der Worte abgeleitet wird, obgleich es nicht immer in unserer Macht liegt, zu dieser Zerlegung (sc. der Begriffe) zu gelangen"[1]).

So führt auch die Betrachtung des Briefwechsels mit Arnauld — die sich an der Hand der Quellen noch sehr weit fortspinnen liesse — zu dem Resultat, dass L. ähnlich wie Des Cartes und Spinoza an die Spitze seines Systems die Definition des Substanzbegriffs[2]) — bei L. des Begriffs der indiv. S. — stellt und aus diesem sein System ursprünglich ableitet; „durch Fragen, Bedenken und Einwürfe zeitge-

---

1) Das. S. 62.

2) D. bestreitet dies trotz des „metaph. D." und der sonstigen unzweideutigen Quellenzeugnisse; die Aeusserungen L.'s über die Wichtigkeit des Substanzbegriffs sind nach ihm (S. 197 f.) 1) viel seltener als man zu meinen scheint („nicht viel mehr als ein halbes Dutzend"); 2) „nur ganz gelegentlich und zufällig" und endlich 3) nur auf den Substanzbegriff, wie ihn L. aufstellt, zu beziehen; dagegen ist einzuwenden:

ad 1) Die bezüglichen Aeusserungen sind viel häufiger als der Verf. meint: Er selbst citiert: V, 137, 203; III, 567, 245; IV. 468; vgl. ferner: Gerh. II. 72, 77, 78 (s. o.), 83 (s. o.), 97, 99, 127; V. 96, 413; eine Reihe von Briefen an De Volder beschäftigt sich mit der Definition des Substanzbegriffs.

ad 2) Derartige Argumente lassen sich schwer widerlegen; ein Blick in die Quellen lehrt das Gegenteil.

ad 3) Die Deutung dieser Stellen ausschliesslich auf den Substanzbegriff, wie ihn L. aufstellt, stützt sich auf eine einzige Stelle, 4, 469, wo es heisst: „. . ex notione substantiae, quam ego assigno"; dass gerade diese Schrift „De Emendatione etc." „als Hauptargument" angeführt wird, ist uns nicht bekannt; (Ohse, Untersuchungen über den Substanzbegriff bei L. führt z. B. die Hauptstelle V 413 an; Ohse l. c. S. 13 Anm. 6); selbst aber, wenn dies der Fall ist, ist es unberechtigt, von dieser einzigen Stelle ganz willkürlich auf die zahlreichen andern zu schliessen, in denen L. niemals von seinem, sondern vom Substanzbegriff im allgemeinen spricht.

nössischer Gelehrter“ wurde er veranlasst, „die Resultate seiner Monadenlehre vom Standpunkte der modernen Philosophie aus darzustellen und zu erläutern.“ Diese späteren Erläuterungen haben also ursprünglich einen verificatorischen Charakter, sie sind die secundäre Darstellungsweise, während die primäre die deductive ist und bleibt[1]). Eine vollständige und unbefangen historische Darstellung wird beide Ableitungsweisen entsprechend berücksichtigen müssen. Das ist auch Credaros Meinung: „Der Geschichtschreiber“ — so lässt er sich hören — „hat nicht das Recht, eine der zwei Methoden zu verurteilen, sondern er soll sie unparteiisch darstellen. D. hätte die anderen Darsteller L.'s nicht so streng beurteilt, wenn er in streng geschichtlicher Methode vorgegangen wäre und jede Zurechtlegung (construzione) vermieden hätte, die ein theoretischer oder polemischer Zweck ihm eingab“[2]).

Wir können uns nach dem Gesagten bei Besprechung dessen, was D. sonst noch im einzelnen zu dieser Frage bemerkt hat, kurz fassen.

Wenn D. sich darauf beruft, dass L. im „Neuen System“ ausdrücklich erklärt, er sei ursprünglich ein begeisterter Anhänger der neueren mechanischen Weltanschauung gewesen, als er aber die Principien der Mechanik selbst geprüft, habe sich ihm die Annahme bloss ausgedehnter

---

1) Vergl. Stein l. c. p. 152: „Die tiefergehende mathematische und physikalische Begründung der individuellen Substanz entwickelt sich erst allmälig in der an den Discours sich anschliessenden eifrigen Polemik gegen Arnauld“; vgl. ebenda S. 172 u., 174 f. — Ohse äussert (l. c. p. 38) darüber folgendes: „Wenn Caspari L. deswegen als naturwissenschaftliches Genie preist, weil er sich angeblich „stets nur durch empirische Thatsachen hat bestimmen lassen“, so würdigt er nicht den Umstand, dass L. ein unbedingtes Vertrauen auf die force des consequences der Vernunft setzte und die aus seinem Princip sich ergebenden Consequenzen in synthetisch apriorischer Weise entwickelte; die Thatsachenreihen dienten ihm dann freilich dazu, die Resultate seiner Spekulation zu bestätigen.“

2) Rivista etc. p. 388 E.

Massen als unzureichend erwiesen"[1]), so fällt dieser Beweis in sich zusammen, sobald man für „Principien der Mechanik" „(individuelle) Substanzen" substituiert; dann ist nämlich der Sinn des Satzes derselbe wie der der oben[2]) citierten Aussprüche L.'s, dass man bei genauer Betrachtung des Substanzbegriffs erkennen müsse, „dass die Natur des Körpers nicht ganz in der Ausdehnung etc. besteht" und dass „der Begriff der indiv. S. Consequenzen enthalte, die mit einem aggregierten Wesen unvereinbar sind."

Der Briefwechsel mit De Volder kann auch in dieser Beziehung, wie in mancher anderen, als Fortsetzung der Correspondenz mit A. angesehen werden.

Vom Briefwechsel mit Des Bosses gibt D. selbst zu, dass darin „bereits vorausgesetzt" wird, „dass der Körper aus den Monaden bestehe"[3]).

Dass L. endlich in den Schriften gegen Des Cartes und seine Lehre sich sehr viel mit dem Körper und seinen Eigenschaften beschäftigt, liegt in der Natur der Sache; es handelt sich ja in diesen Schriften in erster Reihe darum, die Cartesianische Ansicht, dass der ausgedehnte Körper eine Substanz ist, und sodann das Cartesianische Gesetz von der Erhaltung der Bewegung zu widerlegen; dass aber in diesen Schriften L. „weitläufig und in der unzweideutigsten Weise die fundamendale Bedeutung dieser dynam. Untersuchungen für sein System hervorgehoben hat"[4]), ist uns nicht bekannt und hat D. nicht nachgewiesen.

Hat nun aber L. sein System auch, ja sogar zuerst, deductiv abgeleitet, so ist klar, dass jede Darstellung, die

---

1) Dillmann S. 1. — Wenn D. hier fortfährt: „Dementsprechend nehmen die Erörterungen über den Körper auch hier den breitesten Raum ein", so ist a) nicht zu sehen, worauf das „auch" sich zurückbeziehen soll und b) ist der Superlativ „breitesten" eine sehr starke Uebertreibung, wovon man sich wiederum nur durch einen Blick in die Quellen IV. 471 ff. überzeugen kann.

2) Vergl. oben S. 22 Anm. 1) u. 2).

3) Dillm. S. 24 u.

4) Dillmann S. 2.

das nicht berücksichtigt, im höchsten Grade einseitig und unhistorisch ist.

Mit dieser Thatsache aber fällt auch der Hauptgrund für die Ablehnung der Monadologie seitens D.'s weg; denn, hat L. ursprünglich auf apriorischem Wege sein System entwickelt, ist er erst später durch den oben angegebenen Grund zu seiner dynamischen Begründung der Monadenlehre veranlasst worden, so erscheint es nur natürlich, wenn er dort, wo jener Grund wegfällt, wieder auf seine ursprüngliche Methode zurückgreift; dies ist aber bei der Monadologie thatsächlich der Fall; sie ist nicht für einen „modernen Gelehrten", sondern für den Prinzen Eugen von Savoyen bestimmt. L. brauchte sich hier keinen Zwang aufzuerlegen. Es ist also willkürlich, wenn D. die Monadologie, weil sie in den Rahmen seiner Darstellung nicht hineinpasst, einfach zu einem „gelegentlichen Versuch L.'s, dasjenige, was er auf ganz anderem Wege gefunden und auch in seinen sonstigen Schriften auf ganz andere Gründe gestützt hat, apriori wieder abzuleiten"[1]), degradiert.

Sehen wir uns den Schluss näher an, durch welchen D. zu dieser Behauptung kommt: 1) „Es ist Thatsache, dass der Philosoph überall seine Monaden aus dem Wesen des Körpers abgeleitet hat; 2) es ist kaum minder Thatsache, dass diese seine Auseinandersetzungen gar nicht verstanden werden können, ohne dass dadurch die Monaden schon so vollständig bestimmt erscheinen, dass daneben eine apriorische Deduktion ihrer Eigenschaften keinen Platz mehr hat; 3) mithin ist eine solche Deduktion als unhaltbar erwiesen"; dasselbe gilt dann von der Monadologie, „welche ja denselben apriorischen Weg befolgt"[2]). Sehen wir davon ab, dass die erste Prämisse (1) bereits als falsch nachgewiesen wurde und lassen wir auch die zweite Prämisse (2) gelten, soweit sie nicht schon den in 3) selbstständig ausgesprochenen Schlusssatz enthält[3]); nehmen wir also an, dass 1) nur in

1) Dillmann S. 12; vgl. auch S. 194.

2) Das. S. 192 f.

3) Der Schlusssatz wird in 2) mit den Worten vorweggenommen „. . so vollständig . . dass eine aprior. Deduction . . keinen Platz mehr hat."

der Monadologie die deduktive Methode zu finden ist und dass 2) die Monaden durch die dynamischen Untersuchungen vollständig bestimmt erscheinen — folgt daraus wirklich, dass neben dieser Beweismethode nicht die andere gleichwertig nebenher gehen kann, folgt daraus wirklich, dass ein Philosoph sein System nicht auf zwei verschiedene Weisen begründen darf; folgt daraus, dass durch die dynam. Untersuchungen „die Monaden vollständig bestimmt erscheinen," dass sie aus ihnen abgeleitet werden können, dass L. sie auch wirklich daraus abgeleitet hat, folgt weiter — dies zugegeben — daraus, dass eine apriorische Deduktion daneben „keinen Platz mehr hat"? Dürfen wir nicht vielmehr mit Credaro sagen, dass „im Gegenteil die Thatsache, dass die Doktrin der Monaden mit zwei verschiedenen Methoden begründet worden ist, nur ein Vorteil für die Lehre selbst ist"[1])? D. hätte aus den obigen Prämissen höchstens schliessen dürfen, dass die deduktive Ableitung der Lehre in der Monadologie überflüssig ist, er hätte höchstens noch auf einzelne Schwächen dieser Ableitung im Verhältnis zu der vollkommeneren ersten hinweisen können, aber diese deduktive Ableitung und damit eine so wichtige Schrift wie die Monadologie einfach ignorieren, das heisst sich die Darstellung auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit leicht machen[2]).

Nach D.'s unrichtiger Voraussetzung, dass L. nirgends ausser in der Monadologie die deduktive Methode befolgt hat, erscheint die letztere Schrift freilich als ein fremder Körper im Organismus des Systems, erscheint es ganz unerklärlich, wodurch L. in so späten Jahren plötzlich veranlasst wurde, seiner — nach D. — ursprünglichen Methode, die er fast 30 Jahre befolgt hatte, untreu zu werden. Wir wissen aus dem oben Gesagten bereits, dass das Gegenteil wahr, die deduktive Methode die ursprüngliche, die dynamische Ableitung eine Anbequemung an Freunde und Gegner ist, und

---

1) Rivista etc. p. 388.

2) D. versichert allerdings (S. 194), dass seine Behauptung „als streng bewiesen angesehen werden muss."

die „Monadologie“ somit bezüglich der Methode eine Rückkehr zum Ursprung bedeutet.

Dass L. sich der Weise seiner Gegner und Freunde anbequemt hat, gesteht er selbst in einem Briefe an Remond de Montmort, wo er von der „Monadologie“ sagt: „Ich hoffte, dass diese kleine Schrift zum besseren Verständnis meiner Ueberlegungen beitragen wird, indem ich darin das verband, was ich in den Journalen von Leipzig, Paris und Holland veröffentlicht habe. In den Veröffentlichungen von Leipzig habe ich mich so ziemlich der Sprache der Schule anbequemt, in den andern sehr dem Stil der Cartesianer, während ich mich in dieser letzten Schrift bemühe, mich auf eine auch für diejenigen verständliche Weise auszudrücken, die weder im Stil der einen noch der andern gut bewandert sind. [1]) Diese Worte sprechen auch deutlich genug für die Wichtigkeit,[2]) die L. selbst dieser Schrift beigelegt hat. Wird nicht gerade eine solche Schrift von dem Darsteller die grösste Berücksichtigung beanspruchen dürfen? Verdient sie nicht jedenfalls grössere Berücksichtigung als der Briefwechsel, in dem es sich immer nur um einzelne Fragen, nicht um die Grundlegung, sondern um die Vertheidigung des Systems handelt, und wo die Waffen immer nach dem Gegner gewählt werden?[3]) Ohne den Wert des brieflichen Materials gering anzuschlagen, darf man doch wohl die Monadologie hoch über dasselbe stellen; ja man darf sie als objective Darstellung ohne jeden polemischen Nebenzweck sogar über die meisten andern

---

1) Gerh. III. 624.

2) Erdmann nennt die „Monadol.“ „librum Leibnicii omnium gravissimum (Opera Philos. praefatio p. XXVII.); diese Bezeichnung erscheint nach Kirchmann bei einem Vergleich mit anderen Schriften (Metaph. Disc., „Neues System“ u. a.) übertrieben. Vergl. Kirchmann Ph. Bibl. Bd. 82 p. 153.

3) Es ist bemerkenswert, dass D. in den grundlegenden Abschnitten seiner Darstellung zumeist, ja fast ausschliesslich den L.'schen Briefwechel citiert; so ist im 1. Absch. von allen grösseren und kleineren Abhandlungen L.'s nur das „Neue System“ (im Ganzen mit 3 Stellen: IV. 473, 478f., 482f.) vertreten.

Abhandlungen stellen, die von wenigen[1]) abgesehen, zumeist entweder einen stark defensiven oder offensiven Charakter — häufig beides zugleich — haben.[2])

Die Monadologie verdient sodann besondere Beachtung als letzte grössere Abhandlung des Philosophen; D. wendet uns hier ein: „Im Gegenteil, man wird annehmen können, dass vielmehr die frühesten (Schriften) uns den richtigsten Einblick in die Monadenlehre und insbesondere in die Gründe derselben gewähren werden;"[3]) dieser Satz ist ohne Zweifel richtig und beherzigenswert für denjenigen, welcher eine Entwicklungsgeschichte des Systems bieten will;[4]) er ist aber ohne wesentliche Bedeutung für den Darsteller, der ein Bild des fertigen, abgeschlossenen Systems entrollen will; für ihn werden die späteren Schriften massgebender sein als die unfertigen früheren. Wir können uns weiterer Beweise für die Grundlosigkeit der D.'schen Behauptungen und für die Wichtigkeit der Monadologie nach dem Gesagten wohl enthalten. Die Tendenz, von der D. bei der Aufstellung derartiger Behauptungen geleitet wurde, liegt klar zu Tage: Das L.'sche System soll einheitlich und widerspruchsfrei, L. ein, sozusagen, moderner Philosoph werden, dem es besser ansteht, von der Erfahrung ausgehend zu höherer Erkenntnis aufzusteigen, als von begrifflicher Höhe zur Erfahrung herunterzusteigen. D. sieht in L. das Ideal eines Philosophen und er steht nicht an, ihm alles beizulegen, was er von einem solchen verlangt; die Liebe zu dem Philosophen macht ihn blind. Er vergisst und will vergessen machen, dass L. selbst sein System niemals einheitlich entwickelt und dargestellt

---

1) Zu diesen gehört der Metaph. D. und „Specimen inventorum etc" (Gerh. 7,309 ff.); gerade in diesen beiden Abh. steht d. Ableitg. aus dem Substanzbegriff im Vordergrund.

2) Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint der Erdmann'sche Ausdruck berechtigt (vgl. o. S. 28 Anm. 2); selbst d. Neue System gehört hieher.

3) D. S. 11 u.

4) In diesem Fall müssen aber auch die Spuren des Systems bis in die Schriften vor dem J. 1686 zurückverfolgt und beachtet werden; es ist unbegreiflich, warum D. dies (p. 15 u.) verneint.

hat, dass auch er ein Kind seiner Zeit und von ihren Strömungen beeinflusst war, dass seine Nachgiebigkeit und Friedensliebe, vor allem aber sein tiefes religiöses Gefühl auf seine philosophischen Ideen nicht ohne Einfluss bleiben konnten, dass auch L. sich als Philosoph seines tiefen Gemüts, seiner mannigfachen Wünsche und Gefühle nicht entäussern kann, dass vielmehr durch sie die Richtung seiner gewaltigen Verstandesthätigkeit wesentlich mitbestimmt wird.[1]) Und so

---

1) Wenn D. als Grundtendenz des L.'schen Systems die Vereinigung von antik-formalistischer mit modern-mechanischer Weltauffassung bezeichnet, so ist dies unstreitig richtig — wenn auch nicht neu. Nur drängt sich da unwillkürlich eine Frage auf: Wie kommt es, dass L., nachdem er als 15 jähriger sich von den subst. Formen ab- und der mechan. Weltanschauung zugewandt hatte, (vgl. Gerh. III. 606), plötzlich i. J. 1675 den Plan fasste, „zwischen d. modernen und der älteren Speculation . . . eine Versöhnung herbeizuführen“? (D. S. 522). Nach D. waren es dynamische Entdeckungen, die ihn auf den Gedanken brachten. (S. 523). D. hat dies ebensowenig wie seine sonstigen entwicklungsgeschichtlichen Bemerkungen bewiesen, obwol dies sehr notwendig gewesen wäre. Thatsache ist, dass gerade sein religiöses Gefühl den Philosophen in der rein mechan. Weltauffassung keine Befriedigung finden liess und ihn immer wieder zu metaphysischen Betrachtungen antrieb; Gerh. I. 71 sagt L.: Ego . . vix alteri me argumento vehementius incubuisse arbitror quantutocunque tractu hujus vitae meae, quam quod me securum redderet de futura, et hanc unam mihi multo maximam fuisse fateor etiam philosophandi causam“; s. auch das. weiter. „Oft“, heisst es anderswo, „betrübte mich die Erinnerung an die göttl. Wissenschaft etc.“ (Gerh. VII. 323.). „Die Mysterien der Religion“, sagt L. VII. 326 von Cartesius, „umging er künstlich, da er sich ja vorgenommen habe, Philosophie, nicht Theologie zu treiben, als ob eine mit der Religion unvereinbare Philosophie zulässig wäre“. Fast in keinem Aufsatze unterlässt L. es als besonderen Vorzug seines Systems zu bezeichnen, dass es alles auf eine „Gottes würdige Weise“ erkläre. Besonders interessant hiefür ist die bereits zweimal citirte Schrift de vera Methodo etc., wie Erdmann die in O. Ph. 109 ff. abgedruckte Abhandlg. betitelt; bei Gerh. VII. 323 ff. L. beruft sich in derselben auf den bekannten Ausspruch Bacons, dass eine oberflächlich gekostete Philosophie von Gott ab-, ein gründliches Vertiefen dagegen zu ihm zurückführe. (Gerh. VII. 325, vgl. auch das folg. das.); vgl. Stein l. c. p. 117f.

erleben wir das seltsame Schauspiel, dass D., während er in der schonungslosesten und einer oft sehr ungerechten Weise die früheren Darsteller als unter dem Banne der Tradition stehend und also als in hohem Grade voreingenommen geisselt, selbst mit einer jede Objektivität von vornherein ausschliesenden Voreingenommenheit an die Darstellung des Systems geht.

Das früher Gesagte lässt erkennen, auf welch falsche Wege diese ihn leitet, das folgende soll das gänzlich verfehlte Ziel zeigen, das er auf diesem Wege erreicht. Dieses Ziel ist der „Standpunkt", den D. Leibniz unterlegt, mit all seinen Voraussetzungen und Consequenzen.

III. Der Dillmann-Leibnizische „Standpunkt".

1. Seine Darlegung und Betrachtung von allgemeinen Gesichtspunkten aus.

„Während alle anderen Systeme der Geschichte der Philosophie seit Thales Zeiten, soweit sie sich mit der Speculation über das Wesen der uns umgebenden Welt beschäftigen, ausnahmslos die Voraussetzung teilen, dass die Dinge, welche wir wahrnehmen, die Erscheinungen und gleichsam die mehr oder minder subjektiv gefärbten Abbilder unabhängig von uns bestehender Substanzen seien und während sie demgemäss ausnahmslos das Problem zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen, welcher Art das Reale sei, das den Dingen zu Grunde liegt, wie das wahrhaft Seiende vorgestellt werden müsse, welches sich uns unter den wechselnden Formen der Erscheinungen darstellt, nimmt das L.'sche System von vornherein eine gänzlich

Das Zurückgreifen auf die subst. Formen und somit die Vereinigung von antiker und moderner Philosophie ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck; darum betont L. gerade bei Erwähnung dieser Vereinigung meist, dass dadurch die Nachteile der modernen Naturwissenschaft für Religion und Moral beseitigt werden. (Gerh. IV 444, 472 u. o.) vgl. auch Ohse l. c. p. 10 ff. bes. p. 18. Für D. existiert das alles nicht.

andere Stellung zu der Welt der Objecte ein. Dieses System setzt voraus, dass die Dinge selbst in uns repräsentiert seien, dass daher unsere gesamten Vorstellungen in unserem eigenen Wesen ihren Ursprung haben; . . . und worauf es allein abzielt, ist der Nachweis, dass die Principien des Körpers selbst . . . in den substantiellen Formen liegen. Und dementsprechend sind die Monaden nicht die Ursachen, die Gründe der Erscheinungswelt, sondern sie sind die Prinzipien der Erscheinungen selbst, sie sind die Seelen zu Körpern, die Substanzen zu Phaenomenen, sie sind mit einem Wort die Repraesentationen der Phaenomene."[1]) Wir können vorerst wol keinem besseren und berufeneren Kritiker dieses Standpunktes das Wort geben als D. selbst; er sagt: „Das ist nun freilich ein ganz eigentümlicher (!) Standpunkt, den man bisher nicht gekannt, ja, von dessen Möglichkeit man auch nicht einmal etwas geahnt hat. (!) Es ist zugleich ein ausserordentlich schwieriger Standtpunkt, auf den man sich erst künstlich (!) versetzen muss und den sich anzueignen nicht geringe Mühe und Nachdenken kostet."[2]) Zur Vervollständigung dieses Urteils fehlt nur noch die Bemerkung: Dieser „Standpunkt" ist überhaupt — kein Standpunkt! Diesen Standpunkt zu erfassen hilft keine Kunst, keine Mühe des Denkens; er ist und bleibt unverständlich ohne Kenntnis — des ganzen L.'schen Systems; er ist höchstens eine logische Consequenz aus dem System, nie und nimmer aber ein Standpunkt, von dem aus L. sein System gewonnen hat.

Zu diesem Standpunkt kann man, wie wir glauben, nur durch folgende Ueberlegung kommen, und man kann ihn nur durch sie einigermassen verständlich machen: Die Monaden entwickeln ihre gesamte Thätigkeit aus sich heraus; sie haben weder Fenster noch Thür, durch welche ein Einfluss von aussen in sie eindringen könnte; sie sind sehende Blinde, d. h. Blinde, denen ihr geistiges Auge das Weltbild zeigt, Träumende, deren Traum die Welt umfasst und was sie füllt; unser ganzes Leben ist also im wahren Sinne des

1) Dillmann, S. 74.
2) Dillmann, S. 73.

Wortes ein Traum, freilich ein zusammenhängender und geregelter. Ob also ausser uns diesen Träumen etwas Reales entspricht, darüber können wir keine Gewissheit erlangen; im höchsten Fall kann es als moralisch gewiss gelten [1]); fragt man also nach dem Wesen der Dinge ausser uns, nach den unseren Träumen entsprechenden realen Dingen, so kann die Frage nur hypothetisch etwa so gestellt werden: Wie muss das Reale ausser uns beschaffen sein, das unseren Vorstellungen, unseren Träumen entspricht, falls diese Vorstellungen, diese Phaenomene überhaupt ausser uns realisiert sind, falls ihnen Substanzen entsprechen? Gibt es solche Substanzen, so können sie keinesfalls die Ursachen, die Gründe der Erscheinungswelt sein — denn diese liegen in unserem eigenen Wesen —, sie können nur Realisationen, Repraesentationen der Körper i. e. der Erscheinungen, der Phaenomene selbst [2]) sein. Ich finde, um ein concretes Beispiel anzuführen, in mir die Vorstellung, das Phaenomen eines Marmorblocks; diese Vorstellung muss in meinem eigenen monadischen Wesen Ihren Ursprung haben; soll nun diesem Phaenomen ausser mir eine Substanz entsprechen, soll diese Vielheit, dieses Aggregat — ein solches ist das Phaenomen — ausser mir realisiert, in einer Einheit repraesentiert sein, so muss man Substanzen annehmen, die das als Einheit, was die Phaenomene als Mehrheit, die Repraesentationen dieser Phaenomene sind.

---

1) Bei consequenter Durchführung seiner Grundlehren hätte L. dem Skepticismus in die Arme fallen müssen; sein zur Harmonie neigender universeller Geist schützte ihn freilich vor solch disharmonischer Einseitigkeit.

2) Dieses Wörtchen „selbst“, das bei D. bis zum Ueberdruss wiederkehrt, erscheint meist überflüssig und wirkt eher verwirrend als klärend, umsomehr als der Gegensatz, dem es dienen soll, niemals mit anderen Worten aufgeklärt wird. „L.“ — so heisst es S. 32 und dann immer und immer wieder — „fragt überhaupt nicht, was dem Körper zu Grunde liege . . . sondern er fragt nach dem Prinzip des Körpers selbst“. Diesen Satz für sich wird schwerlich jemand enträtseln; das kommt aber daher, dass dieser Standpunkt sich eben überhaupt nicht gut kurz fassen und praecisieren lässt, da er ohne zahlreiche Voraussetzungen unverständlich ist und bleibt.

Wir glauben, dass eine solche Ueberlegung den „Standpunkt“ etwas verständlicher macht, als die D.'sche Darstellung[1]; warum aber D. eine solche Auseinandersetzung vermeidet? Weil damit das zugestanden wäre, was hier bewiesen werden soll, dass dieser Standpunkt ohne die Hauptlehren des L.'schen Systems unverständlich, undenkbar ist. D. versucht daher die Entwicklung dieses Standpunktes bei L. auf andere Weise nachzuweisen: L. wollte — so führt D. ungefähr aus[2] — die antike mit der modernen Philosophie versöhnen; dies war nur möglich durch den Nachweis, „dass zwar das Detail der Natur auf mechanischem Wege abgeleitet werden könne, dass aber der Körper selbst nichts Reales, selbst nur ein Phaenomen sei, dass also das Prinzip des Körpers selbst in einer substantionellen Form bestehe. Eine andere Art der Vereinigung war ja gar nicht denkbar.“[3] Dieses Problem schliesst aber die Frage aus, was dem Körper zu Grunde liege, wie er entstehe; das wäre ein Widerspruch. „Denn wenn man zuerst fordert, dass die Veränderungen in der Welt durch den Körper erklärt werden sollen, so setzt man ja damit die Existenz dieses Körpers bereits voraus, und man kann also diesen unmöglich hinterher erst wieder aus den Formen entstehen lassen.“[4]

Dagegen ist einzuwenden: 1) Die Voraussetzung, dass „eine andere Art der Vereinigung gar nicht denkbar war“, bedarf des Beweises; vielleicht ist diese Art der Vereinigung diejenige, welche dem Verfasser am besten zusagt, vielleicht ist sie sogar die beste oder doch consequenteste, aber keinesfalls ist sie die einzig mögliche[5]; dies beweist ja schon die bisherige Auffassung, die jene Tendenz ebenfalls annahm,

---

1) D. versucht nicht an einer einzigen Stelle, seine Auffassung an einem concreten Beispiel durchzuführen oder zu erläutern.

2) Vergl. D. SS. 227—233.

3) Das. S. 231.

4) Ebenda u. ff.; vgl. auch S. 69 ff.

5) D. versichert allerdings S. 231 u.: „Auf einem anderen Wege war eine solche Verschmelzung evidentermassen schlechterdings nicht zu erreichen.“

ohne L. diese Art der Durchführung unterzulegen. In der That ist die Auffassung D.'s von der „mechanischen Naturerklärung" L.'s eine durchaus schiefe; nirgends äussert sich L. dahin, dass zwar das Detail der Natur mechanisch erklärt werden kann, dass aber der Körper selbst ein Phaenomen im D.'schen Sinn ist, und dass man somit bei der Naturerklärung „innerhalb des Reiches der Vorstellungen" [1]) bleiben müsse. Die mechanische Naturerklärung ist ihm eine durch die Erfahrung gegebene Thatsache; sie reicht für die Erklärung der Naturerscheinungen vollständig aus und man hat also nicht nötig, sich hiebei an die substantielle Grundlage zu erinnern, die unseren Sinnen unerreichbar ist; nach ihr fragt bloss der philosophische Denker, der nach den letzten Gründen der Dinge forscht, und insbesondere der religiöse Denker, der in einer rein materialistischen Weltanschauung keine Befriedigung findet; mit einem Wort: Man kann, ja muss in der Praxis Atomistiker oder doch Anhänger einer mechanischen Naturerklärung sein, nur muss, oder wenigstens soll man wissen, dass man damit an der Oberfläche der Dinge bleibt, ohne in ihr Inneres einzudringen, dass jenseits dieser Sinnenwelt eine übersinnliche zu suchen, ja mit Bestimmtheit anzunehmen ist [2]) — in der That ein durchaus moderner Standpunkt. Dies und nur dies geht aus den bezüglichen Aeusserungen L.'s ohne Zwang hervor. [3])

Es ist sodann 2) einzuwenden, dass der von D. aufgedeckte oder richtiger entdeckte „Widerspruch" ein recht faules Sophisma ist; es beruht auf einer Verwechslung von Sein und Erkennen; gewiss ist der Körper als existierend vorausgesetzt, sobald man aus ihm die Naturvorgänge ableiten will; gewiss existiert er auch schon thatsächlich in demselben

1) D. S. 194; vergl. überhaupt den 4. Absch. der I. Abt.: „Die mechanische Naturerklärung als Voraussetzung des Systems."

2) Vgl. Heussler, Der Rationalismus des 17. Jahrh. etc. Breslau 1885 p. 95. „Wichtiger aber ist, dass bei ihm (L.) das Mechanische zwar ausschliesslich giltig, aber dennoch, weil gänzlich untergeordnet, zur philosophischen Erklärung der Natur nicht ausreichend ist." Vgl auch K. Lasswitz, Gesch. der Atomistik II. p. 484.

3) Vergl. die — nicht immer wortgetreuen — Citate im 4. Absch. der I. Abt.

Augenblick, gewiss haben wir die Vorstellung von Körpern; aber was das Wesen des Körpers ausmacht, wie die körperliche Erscheinung zustande kommt, was an ihr Wahrheit und was Schein ist, wissen wir noch nicht; wir können Naturvorgänge erklären, ohne von diesen Dingen eine richtige Erkenntnis zu haben, wie dies ja in der That der Fall war und — ist. Dadurch, dass wir dies erkennen, wird weder an dem Wesen noch an der Erscheinung des Körpers das Geringste geändert.[1])

Auf diesem Wege L. zu jenem Standpunkt gelangen zu lassen, ist also nicht wol möglich, abgesehen davon, dass L. in seinen Schriften diesen Weg nirgends betreten oder auch nur auf ihn verwiesen hat. Man kann zu diesem Standpunkt eben nur gelangen, indem man das L.'sche System in seine Consequenzen verfolgt, indem man ihn aus dem System construiert. D. hat ganz Recht, wenn er sagt: „Dieser originelle Standpunkt ist es . . , von dem sämtliche Bestimmungen der Monadenlehre die notwendige (!) und consequente Folge sind;"[2]) oder: „. . In diesem Problem liegt schon die ganze Weltanschauung, welche L. in seiner Monadenlehre zum Ausdruck gebracht hat, wie im Keime eingewickelt;"[3]) aber nicht „wie im Keime" liegt die Monadenlehre darin eingewickelt, sondern wie in einem Extract; denn das Problem ist eben ein künstlicher Extract aus der Monadenlehre und muss daher ihre Bestandteile enthalten. In diesem Standpunkt ist — von vielem anderen abgesehen — z. B. die Phaenomenalität des Körpers enthalten und man begreift nicht, wozu dieselbe erst bewiesen wird durch den Hinweis darauf, dass der Körper ins Unendliche geteilt, ins Unendliche ein Aggregat ist, und darauf, dass jedes Ding nur so viel Realität hat als seine Teile haben, der Körper somit als ins Unendliche teilbar gar keine Realität hat.[4])

1) D. hält hier, wie auch sonst, Wesen des Körpers und körperliche Erscheinung nicht auseinander; vgl. weiter S. 44 ff.

2) Dillmann S. 73 f.

3) Das. S. 228 u.

4) So argumentiert L. nach D. S. 33; über die Logik dieser Beweise vergl. w. S. 64.

Aber auch aus einer anderen Ueberlegung ergibt sich, dass L. thatsächlich nicht von diesem Standpunkt aus sein System entwickelt hat. Dieser Standpunkt steht, wie wir gehört haben, in schroffem Gegensatz zu dem aller vorhergehenden Philosophen; L. kennt die meisten, wenigstens die massgebenden früheren Systeme; er kennt auch, wie D. selbst bemerkt,[1]) den Standpunkt derselben; erst um das Jahr 1675 fasst er den Plan, die antike mit der modernen Weltanschauung zu vereinigen, und dieser Plan führt ihn auf seinen neuen Standpunkt. Aber mit keinem Sterbenswörtchen verweist er auf ihn, niemals benützt er die täglich sich bietende Gelegenheit, in dieser Verschiedenheit des Standpunktes kurz und klar den Gegensatz aufzuzeigen, der sein System von den andern trennt, und er berichtet doch sonst so gern und oft von dem grossen Wandel seiner Anschauungen, und er ist doch sonst so eifrig bemüht, allen seine Lehre klar und zugänglich zu machen! Die Praecisierung dieses seines neuen Standpunktes aber wäre doch zweifellos der beste Schlüssel für das Verständnis seiner Monadenlehre gewesen! Ist es zu weit gegangen, wenn wir aus dem Fehlen einer derartigen Aeusserung schliessen, dass L. jener gegensätzliche Standpunkt fremd gewesen ist?

Wir müssten diesen Schluss ziehen, selbst wenn L. niemals sein System mit anderen verglichen, wenn er niemals die Unterschiede zwischen diesem und jenen selbst angegeben hätte; nun ist dies aber in reichem Masse der Fall; aber die diesbezüglichen Aeusserungen stimmen nicht für D.'s Ansicht, sie widerlegen sie vielmehr ganz unzweideutig. So hat L. ziemlich häufig zwischen der Monadologie und der — Atomistik eine Parallele gezogen, der Atomistik, von der D. sagt: „Die atomistische Spekulation ist . . ihrem Problem, ihrem Ausgangspunkt, ihrem Inhalt und ihrem Resultat nach vollständig von der L.'schen Spekulation verschieden."[2]) Dieser Satz ist unanfechtbar, sobald man den D.'schen Standpunkt für das L.'sche System

1) D. S. 227 f. Auf S. 32 bemerkt D. allerdings mit der gewöhnlichen Uebertreibung: „Jenes Problem ist dem Philosophen überhaupt vollständig (!) fremd."

2) Dillm. S. 83.

gelten lässt. Nun findet sich aber, dass L. seine Monaden, „wahrhafte Atome", „substantielle Atome" nennt,[1]) dass er den materiellen seine formalen Atome entgegenstellt, dass er z. B. sagt: „Nur die Substanzatome . . . können die ersten absoluten Prinzipien der Zusammensetzung der Dinge sein."[2]) Wie kann nun L. seine Monaden in solche Analogie mit den Atomen bringen, wenn sie diesen nicht nur in keiner Beziehung analog, sondern geradezu entgegengesetzt sind? Diese Frage hat natürlich auch der Verfasser nicht übersehen, und mit Spannung erwartet man die Lösung dieses scheinbar unlöslichen Widerspruchs. Allein die Lösung ist viel leichter und einfacher als man erwartet und sie ist zudem noch wunderbar — radical: „Dass L. überhaupt seine Einheiten anf eine Linie mit den Atomen stellen konnte, war nur dadurch möglich, dass er annahm, die Atome sollen eine Lösung des von ihm selbst erst aufgeworfenen Problems nach dem Prinzip des Körpers selbst darstellen. . . Diese Annahme L.'s ist aber thatsächlich falsch."[3]) Nichts weniger und nichts mehr wird hier behauptet, als dass L. die Atomistik ganz und gar falsch verstanden hat. Denn ein richtig verstandenes Atom kann niemals als Lösung des Dillmann-Leibnizischen Problems gelten, wie ja aus D.'s oben angeführten Worten ohne weiteres einleuchtet. Nun lassen aber L.'s Aeusserungen über die Atomistik und besonders seine Widerlegung derselben keinen Zweifel darüber, dass er diese Lehre richtig aufgefasst hat; dann ist aber D.'s obige Behauptung geradezu eine Ungeheuerlichkeit, die so recht zeigt, wie D. in der consequenten Durchführung seiner

---

1) Gerh. 4, 473, 478, 482, 561; 2, 78, 96 u. ö.

2) Gerh. 4, 482; beachte bes. den Ausdruck: „Principien der Zusammensetzung."

3) D. S. 84; in diesem Zusammenhang gibt auch die sonst richtige Bemerkung: „. . . wie es denn überhaupt L.'s Art ist, zur Bekräftigung seiner eigenen Ansichten Sätze anderer Philosophen herbeizuziehen, die, geschichtlich betrachtet, nichts mit jenen gemein haben", absolut keinen vernünftigen Sinn; hier ist nicht die Frage, ob Atomistik und Monadenlehre geschichtlich zusammenhängen, sondern ob zwischen ihnen sachliche Analogie herrscht.

vorgefassten Auffassung vor keinem Mittel zurückschreckt. D. hätte eigentlich auch behaupten müssen, dass L. überhaupt alle Systeme seit Thales Zeiten, soweit er sie kannte und soweit sie sich mit der Spekulation über das Wesen der uns umgebenden Welt beschäftigen, als Lösungen des von ihm zuerst aufgestellten Problems aufgefasst hat; denn auch die substantiellen Formen der Alten sind ja nach D.'s eigener Angabe von dem alten Standpunkt aus aufgestellt, dass „die Dinge, die wir wahrnehmen, die Erscheinungen einer an sich bestehenden Welt seien"[1]; und auch mit diesen substantiellen Formen vergleicht L. seine Monaden, ja er identificiert sie zuweilen geradezu mit ihnen! Auch dort, wo L. den Unterschied zwischen seiner und der alten Philosophie angibt, ist von einem solchen Gegensatz, wie ihn D. statuiert, keine Spur. „Meine Lehre", so schreibt L. in seinem Todesjahr an Des Bosses, „von der zusammengesetzten Substanz ist also offenbar die Lehre der peripatetischen Schule, nur dass jene die Monaden nicht anerkannte. Diese aber füge ich hinzu ohne Schaden für die Lehre selbst. Einen anderen Unterschied wirst du schwerlich finden, wie sehr du dich anstrengst."[2])

Fassen wir das hier ausgeführte kurz zusammen, so ergibt sich:

1) Der Dillmann-Leibnizische Standpunkt ist als solcher undenkbar; er ist vielmehr eine Anticipation der Hauptlehren L.'s und ohne diese unverständlich;

2) Leibniz hat diesen Standpunkt thatsächlich nicht eingenommen; das beweist: a) Sein beredtes Schweigen hierüber, b) seine Stellung zu der Atomistik und zur antiken Philosophie.

Nun wird mancher meinen, dass D., wenn er L. trotz dieser widersprechenden Thatsachen jenen Standpunkt unterlegt, sicherlich durch den Wortlaut der Quellen, durch L.'s eigene Darstellung seines Systems zu dieser Auffassung

---

1) Dillm. S. 230.

2) Gerh. II. 511. vgl. auch Gerh. IV. 468 f., 473, 479; besonders lehrreich ist auch der Brief an Hanschius vom 25. Juli 1707; bei Erdmann, O. P. p. 445 f.; bei Gerhardt fehlt dieser Brief; vgl. auch Stein l. c. p. 161 und sonst.

gezwungen würde. Und in der That sollte man nach dem Gesagten erst recht erwarten, dass L., wenn er es schon an ausdrücklichen Hinweisen auf den entscheidenden Unterschied zwischen seinem und den anderen Systemen fehlen lässt, wenigstens in der Entwicklung seiner Lehre denselben klar und unzweideutig zum Ausdruck gebracht hat. Wäre dies der Fall, dann müsste freilich für jene scheinbar unerklärlichen Thatsachen eine Erklärung gesucht und jener Standpunkt, wenn auch nicht als solcher, so doch als Gesichtspunkt für die Darstellung anerkannt werden, von dem aus das System richtig verstanden und vielleicht von scheinbaren Widersprüchen befreit werden kann. Dass aber in Wirklichkeit das Gegenteil der Fall ist, dass bei unvoreingenommener Prüfung eine solche Auslegung der Quellen unmöglich ist, ja, dass L.'s Worte einer solchen Umdeutung widerstreben, soll der folgende Abschnitt mit seinen zwei Einzeluntersuchungen zeigen, deren erste sich mit der Frage nach der Phaenomenalität der Körper beschäftigt.

---

2. Die Haltbarkeit dieses Standpunkts auf Grund der Quellen geprüft.

A) Die Phaenomenalität des Körpers.

Wir greifen gerade dieses Kapitel aus der D.'schen Darstellung heraus, weil die Phaenomenalität des Körpers eine von den unerlässlichsten Voraussetzungen des D.-L.'schen Standpunktes ist und weil von der Annahme oder Ablehnung der diesbezüglichen Behauptungen D.'s die Annahme oder Ablehnung jenes Standpunktes in erster Reihe abhängt.

Dieser Standpunkt verlangt, wie wir bereits gehört haben, dass der Körper in uns repraesentiert, dass er eine von uns selbst erzeugte Vorstellung ist; hören wir D.'s Auslassungen hierüber: „L. meint . . nichts anderes, als dass der Körper als solcher (nicht die subjective Erscheinung eines Dinges an sich, sondern dass er) ein Phaenomen

ohne jedwede Realität sei, dass er ganz und gar auf eine Linie mit den Träumen gestellt werden müsse etc."[1]) Wir wenden uns hienach sogleich zur Prüfung der quellenmässigen Belege, die D. in grosser Zahl dem Wortlaut nach anführt;[2]) sie allein sind für uns massgebend und nach ihrer Beurteilung richtet sich dann auch der Wert der allgemeinen Betrachtungen D.'s über diese Frage.

Wir können aber hier nicht ganz den Spuren D.'s folgen; wollten wir nämlich die von D. citierten Stellen der Reihe nach reproducieren, sodann auf den richtigen Wortlaut zurückführen, der auch hier häufig ungenau und entstellt ist, und endlich die einzelnen Stellen widerlegen, so hiesse das, nicht bloss eine langwierige und doch nutzlose Arbeit vollbringen, es hiesse auch den grössten aller Fehler gutheissen, den D. hier begeht. Dieser Fehler besteht nämlich darin, dass D., indem er das zu Beweisende bereits in den Quellen voraussetzt, bezw. in sie hineinlegt, Aeusserungen der verschiedensten Art und des verschiedensten Inhalts regellos nebeneinander stellt und so ein sinnverwirrendes Gemisch von Belegen zustande bringt, in dem man sich schwer zurechtfindet. Es muss also unsere erste Aufgabe sein, diesen bunten Knäuel zu entwirren, und wir thun es, indem wir die in Betracht kommenden Citate ihrer Gleichartigkeit nach in Gruppen ordnen und so behandeln.

Wir führen als erste und ziemlich stark vertretene Gruppe diejenigen Stellen an, in denen sich constant das Schema wiederholt, das in folgenden Sätzen zum Ausdruck kommt: „Die Körper wären unzweifelhaft bloss etwas Imaginäres und Scheinendes (apparent), wenn es nur Materie und ihre Modificationen gäbe."[3]) Oder: „Wenn jenes substantielle Band der Monaden fehlte,[4]) wären alle Körper mit allen ihren Qualitäten nichts anderes als wolbegründete[4])

1) D. S. 77; vgl. auch das. S. 245 u.; bes. S. 248 f.

2) Das. S. 246 - 248, und S. 252—255.

3) Gerh. II. 77u.; bei Dillmann S. 252.

4) Gerh. II. 435E.; bei D. S. 253; über die willkürl. Uebersetzung: „Ohne Seele" bei D. vgl. oben S. 8 f.; „bene fundata" bei D. unübersetzt, ebenso „horum".

Phaenomene, . . . fortgesetzte, mit sich selbst vollkommen übereinstimmende Träume und darin allein bestände die Realität dieser[1]) Phaenomene."[1]) Oder endlich: „Es folgt auch (sc. aus dem Begriff der Einzelsubstanz), dass es entweder keine körperlichen Substanzen gibt und die Körper bloss wahre oder unter sich übereinstimmende Phaenomene sind, wie ein Regenbogen oder vielmehr wie ein vollständig zusammenhängender Traum, oder dass allen körperlichen Substanzen etwas der Seele Analoges innewohne."[2]) Unter dieses Schema gehören ferner folgende bei D. citierte Stellen: D. S. 252: VII, 444; II, 97; D. S. 253: II, 516;[3]) IV, 473; D. S. 254: I, 392.[4]) Diese Stellen können nun unter keiner Bedingung von vornherein als Beweise für die Behauptung D.'s gelten; nach der natürlichen Logik wird man daraus das Gegenteil schliessen; entweder es gibt Seelen, oder die Körper sind Phaenomene; nun gibt es Seelen, ergo sind die Körper nicht blosse Phaenomene. Man wird also vielmehr, falls anderweitig die Phaenomenalität der Körper unzweideutig festgestellt ist, diese Stellen als widersprechend auf irgend eine Weise erklären und mit den sonstigen Aeusserungen des Philosophen versöhnen müssen. Dies hat auch D. gefühlt und er lässt sich darüber folgendermassen hören: „Was . . diejenigen von diesen Stellen betrifft, an denen der Philosoph sagt, dass der Körper, wenn man

---

1) Vergl. vor. S. Anm. 4.

2) Gerh. VII. 314; bei D. S. 253.

3) Die Stelle lautet: „Si corpora mera essent phaenomena non ideo fallerentur sensus etc." D. übersetzt: „Wenn **auch** die Körper reine Phaenomene **sind**, so **werden** etc.!" Im Vorangehenden hatte L. die Annahme von Geschöpfen ausser uns (nach dem Satz vom zureichenden Grunde) für durchaus berechtigt erklärt; nur den von früheren Philosophen (z. B. Des Cartes) angeführten Grund für die Notwendigkeit von Aussendingen will er nicht gelten lassen und widerlegt ihn mit obigen Worten.

4) Bei D. ganz ungenau übersetzt; es ist dort nicht vom Körper als solchen, sondern von „Ausdehnung, Figur und Bewegung" die Rede; vgl. dort.

ihm keine Seele zugestehe, ein blosser Schein sein würde, wie ein geregelter und verbundener Traum, so liegt darin natürlich nicht, wie ja aus dem früheren klar hervorgeht, dass der ausgedehnte, materielle Körper unter Voraussetzung einer Seele etwas Substantielles, mehr als ein blosser Schein, ein geregelter Traum sei; vielmehr ist und bleibt der Körper als solcher, auch wenn wir eine Seele in ihm annehmen, genau dasselbe Phaenomen, das er vorher war. Diese Beispiele beweisen daher selbstverständlich (?) ganz dasselbe, was aus den übrigen hervorleuchtet, dass nämlich der Körper als solcher ein reiner Schein ist, wie ein geregelter Traum." [1]) Das ist eine treuherzige Versicherung, aber keine Erklärung, kein Beweis; keinesfalls also — und darauf kommt es hier vor allem an — durften jene Stellen unter den Beweisen für die Phaenomenalität der Körper stehen.

Wir gehen sodann zu der nächsten Gruppe über, in der wir jene Stellen zusammenfassen, die von der Autarkie der Substanzen, von ihrer Eigenschaft, die Vorstellungen der Dinge aus sich selbst zu entwickeln, sprechen. Als Schema citieren wir mit Dillmann: „Warum soll Gott der Substanz nicht eine Natur geben können, welche alle ihre Scheine, welche sie haben wird, in Ordnung produciert?" [2]) Hieher gehören D. S. 252: II. 275, 278; IV. 496; D. S. 253: IV. 477 A.[3]), 485.[4]) Was sollen nun diese Citate unter den Beweisen dafür, dass der Körper als solcher ein reiner Schein ist? Diese Stellen beweisen, dass die Monaden ihre Vorstellungen — kraft der praestabilierten Harmonie — in übereinstimmender Ordnung aus sich heraus erzeugen; das

---

1) D. S. 255.

2) Gerh. IV. 485; bei D. S. 252.

3) Richtiger 476 f.

4) Richtiger 484; die Stelle ist sehr ungenau übersetzt; sie lautet: „. . . Nos sentimens interieurs . . . n'estant que des phenomenes suivis sur les estres externes" — diese wichtigen Worte fehlen bei D. — „ou bien des apparences veritables et comme des songes bien reglés etc."

hat nun aber niemand bezweifelt.[1]) Für D. gibt es hier freilich nur zwei Möglichkeiten: Entweder L. nimmt unsere Vorstellungen als etwas Ursprüngliches, dann kann er nicht mehr fragen, was ihnen zu Grunde liege, wie sie entstehen; oder er stellt diese letztere Frage, dann sind unsere Vorstellungen, die Erscheinungen, durch die Substanzen ausser uns verursacht und nicht unser spontanes Produkt. Da nun unsere Vorstellungen thatsächlich in unserem monadischen Wesen ihren Grund haben, so kann von einem Einfluss äusserer Dinge auf sie nicht geredet werden.[2]) Thatsächlich vereinigt das Leibnizische System diese beiden nach D. unvereinbaren Möglichkeiten zu einer dritten. „Jedes Wesen erzeugt in sich dieselben Vorstellungen, die es erzeugen würde, wenn äussere Eindrücke zu ihm gelangen könnten.“[3]) Wie kommt es aber, dass sie gerade diese Vorstelluugen erzeugen? Weil ihre Vorstellungen in ihnen angelegt sind auf Grund der äusseren Dinge, der Monadenaggregate, der Körper an sich, weil „unsere inneren Vorstellungen nach den äusseren Wesen geordnete Phaenomene“ sind.[4]) Auch diese Stellen gehören also nicht an den Platz, an welchem sie bei D. stehen.

Wir wenden uns nunmehr denjenigen Citaten zu, in denen L. thatsächlich von der Phaenomenalität der Körper spricht oder zu sprechen scheint. Zwei Arten von Aeusserungen sind hier scharf auseinander zu halten und werden

---

1) Vergl. Zeller, Gesch. d. d. Ph. seit L. (München 1873) p. 117: „Jedes Einzelwesen (jede Monas) folgt . . in seiner Thätigkeit und Entwicklung lediglich den Gesetzen seiner eigenen Natur.“

2) Vgl. darüber D. S. 79 ff.

3) Zeller, l. c. p. 117.

4) Vergl. o. S. 43 Anm. 4; es ist übrigens bemerkenswert, dass L. in den hier in Betracht kommenden Stellen nicht den Ausdruck „phaenomena,“ sondern „apparentiae“ in Anwendung bringt, welch letzteren Ausdruck er gleichsetzt mit „expressions“ (Gerh. IV. 485); nur zweimal gebraucht er den Ausdruck „phenomenes“, bestimmt ihn aber gleich näher und zwar IV. 477o. „phenomenes internes“ und an der hier angegebenen Stelle (IV. 484) „phenomenes suivis sur les estres externes“; das ist wol kein bloser Zufall! Vergl. auch Gerh. III. 622, und weiter S. 58.

auch in den Quellen scharf auseinander gehalten, während sie bei D. willkürlich durcheinandergeworfen und häufig verwechselt werden. In den einen ist die Rede von der Phaenomenalität der ausgedehnten Masse an und für sich, der „Ausdehnung, Figur und Bewegung", mit einem Wort der körperlichen Erscheinung, die anderen sprechen von der Phaenomenalität des Körpers an sich, des Monadenaggregats; seine Phaenomenalität besteht, wie wir hören werden, ausschliesslich darin, dass er (es) eine Vielheit ist, uns aber als Einheit erscheint; diese Einheit ist subjektiv, phaenomenal. Dagegen wird die ausgedehnte Masse etc. allerdings als pures Phaenomen, als Schein bezeichnet und mit den Träumen auf eine Stufe gestellt. Wir führen als nächste Gruppe einige der diesbezüglichen Belege an. „Die Masse", so citiert D. S. 252, „ist nur ein pures Phaenomen oder ein Schein."[1]) Im Original heisst es: Die Materie, genommen als die Masse an und für sich, ist ein pures Phaenomen etc."[1]); Commentar ist überflüssig; noch deutlicher spricht die folgende Stelle — freilich wieder nicht in der D.'schen Uebersetzung, sondern im wahren Wortlaut: D. citiert p. 253: „Der Körper ist ein reales Phaenomen, welches die Erwartung des methodisch Berechnenden nicht täuscht;"[2]) im Original heisst es: „Wie die Körper, so rechne ich auch die körperlichen Kräfte zu den Phaenomenen, sofern sie so angesehen werden, als ob sie den einfachen Substanzen oder ihren Modificationen etwas hinzufügten etc;"[2]) derselben Art sind die von D. (ausserdem) citierten Stellen und zwar: S. 252: II. 119; S. 253: II. 270 E., 281;[3])

1) Gerh. II. 118E.; die Stelle lautet: La matiere pris pour la masse en elle même n'est qu' un pur phenomene ou apparence bien fondée etc." Man sieht auch hier und noch mehr in den ff. Anm., wie berechtigt unser obiges Urteil (S. 8 f.) über die Art und Weise der D.'schen Uebersetzung ist.

2) Gerh. II. 276: „Qualia autem corpora pono, tales et vires corporeas, nempe ἐν τοῖς φαινομένοις, si quid scilicet substantiis simplicibus aut earum modicficationibus supperaddere intelligantur . . . id est phaenomenon [reale seu bene fundatum, quod expectationem ratione procedentis non fallit] etc."

3) Richtig: II. 281. Anm.

S. 254: VII. 468; IV. 523[1]); das Ende von III. 623; VII. 468; hieher gehören auch zum grossen Teil die S. 246 ff. angeführten Belegstellen; so: S. 247: II. 268, 270, 275f., [2]) 281f. Anm.[3]) S. 248: II. 306[4]); III. 636, II. 371 u. a. Aus allen diesen Stellen geht nichts anderes hervor, als dass die Masse an und für sich, als Ausgedehntes, sowie alles, was damit zusammenhängt oder daraus hervorgeht, ein pures Phaenomen, reiner Schein, ein Traum ist. Der Körper, sofern er uns mehr zeigt als ein Monadenaggregat, sofern er Ausdehnung, Gestalt und Bewegung zeigt, ist subjektive Erscheinung, oder richtiger, die genannten Qualitäten sind subjektive Anschauungsweisen des Monadenaggregats; von diesem letzteren aber ist in den hier angeführten Citaten nicht die Rede. Erst durch Berücksichtigung der auf dieses Bezug habenden Aussprüche des Philosophen tritt seine Ansicht vom Körper ganz zu Tage; wir wenden uns daher zu der anderen Art von Belegstellen, um nach Betrachtung dieser — der 4. und letzten Gruppe — die beiden letzten und ihre Consequenzen gemeinsam in Kürze zu betrachten. „Die einfachen Dinge sind allein wahrhaft,

---

1) Dass auch dort unter „sinnlichen Dingen“ Ausdehnung, Bewegung etc. verstanden ist, ergibt der Zusammenhang.

2) Die Stelle wird erst im Zusammenhang ganz verständlich; auf den Vorwurf De Volders, dass er die Körper vollständig aufhebe, antwortet L.: „Ich . . hebe den Körper nicht auf, sondern führe ihn auf das zurück, was er ist; ich zeige nämlich, dass die körperliche Masse, von der man glaubt, dass sie etwas ausser (praeter!) den Monaden habe, nicht eine Substanz, sondern ein Phaenomen ist, welches aus den einfachen Substanzen resultiert, die allein Realität haben.“ Vgl. D.'s Uebers. Das ist eine deutliche Sprache gegen D.!

3) Ebenfalls sehr ungenau; durch Uebergehung des Wörtchens tamquam wird der Sinn des Satzes verschoben; die Worte „ausserhalb der vorstell. Wesen“ gehören demgemäss nicht zum folgenden, sondern zum Vorhergehenden; das beweist auch die entsprechende Stelle im Text; vgl. dass. S. 281f.

4) Dort wird die Materie, die abgeleiteten Kräfte „entia per aggregationen, adeoque semimentalia“ genannt; wie erklärt D. diesen Ausdruck?

die übrigen sind nur Aggregate und also Phaenomene."[1]) „Die Masse ist ein Discretes, nämlich eine wirkliche Mehrheit oder ein Aggregat, aber aus unendlich vielen Monaden."[2]) „Im strengen philos. Sinn verdienen . ., wie es scheint, die Körper nicht den Namen Substanzen . . . denn, um es mit einem Wort zu sagen, der Körper hat keine wahrhafte Einheit, er ist nur ein Aggregat, das, was die Schule „un pur accident" nennt, eine Anhäufung gleich einer Heerde; seine Einheit kommt von unserer Wahrnehmung. Er ist ein Verstandesding oder vielmehr ein Ding der Imagination, ein Phaenomen."[3]) Von besonderem Interesse ist auch folgender Ausspruch des Philosophen: „Alle Körper und alles, was man ihnen zuteilt, sind nur Phaenomene oder die Grundlage der Scheine, welche in verschiedenen Beobachtern verschieden sind"; so Dillmann: vollständig und richtig lautet die Stelle: „Ich glaube, dass das ganze Universum der Creaturen nur in einfachen Substanzen oder Monaden und in deren Anhäufungen (Assemblages) besteht. . . . Die Anhäufungen sind das, was wir Körper nennen. . . Jndes alle diese Körper, und alles, was man ihnen zuschreibt, sind keine Substanzen, sondern bloss wolbegründete Phaenomene oder die Grundlage der Scheine, die in verschiedenen Beobachtern verschieden sind, aber Beziehung haben und von ein und derselben Grundlage herrühren, wie die verschiedenen Ansichten einer und derselben Stadt von mehreren Seiten gesehen."[4]) Desselben

1) Gerh. II. 252; bei D. S. 248. Charakteristisch ist die Wendung „Aggregate und also Phaenomene;" da nach D. vorausgesetzt ist, dass der Körper Phaenomen ist erscheint diese Begründung überflüssig, ja man sollte gerade umgekehrt erwarten: Phaenomene und also Aggregate.

2) Gerh. II. 379; D. verweist auf diese Stelle S. 248.

3) Gerh. VI. 686; bei D. S. 248 irrtüml. 6, 685.

4) Gerh. III. 622; bei D. S. 252, darauf verwiesen S. 248; das Original lautet: „Je crois que tout l'univers des Creatures ne consiste qu' en substances simples ou Monades, et en leur Assemblages. . . . Les Assemblages sont ce que nous appelons corps . . . Cependant tous les corps et tout ce qu'on leur attribue, ne sont point des substances, mais seulement des phenomenes bien fondés, ou le

oder ähnlichen Inhalts sind die Stellen D. S. 246: II. 262;[1]) S. 248: VI. 625 E.;[2]) S. 252: VI. 516[3]); S. 253: II. 251[4]) und sehr viele andere Stellen im 1. Absch. der I. Abt., die im folgenden Abschnitt noch zur Sprache kommen werden.[5]) In diesen Stellen sagt nun L. ganz unzweideutig: Der Körper ist ein Monadenaggregat, also eine Vielheit; seine Einheit, in der er uns erscheint, ist daher phaenomenal; desgleichen

---

fondement des apparences, qui sont differentes en differens observateurs, mais qui ont du rapport et viennent d'un même fondement, comme les apparences differentes d'une même ville vue de plusieurs cotés." Wenn man — von anderem abgesehen — den Körper zu einer Art Vorstellung macht, ist es unbegreiflich, wie man diese Vorstellung die Grundlage der Erscheinungen nennen kann; durch Weglassung des „bien fondés" wird der Satz vollends unbegreiflich.

1) Die Stelle lautet im Original: „Itaque sic sentio . . .: „Monada solam esse substantiam, corpus substantias, non substantiam;" d. h. die Monade allein ist eine S., der Körper Substanzen, nicht eine S.; D. dagegen übersetzt: „Die Monaden sind die alleinigen S., der Körper ist viele Substanzen, nicht eine S.;" D. übersetzt so, weil dieses Citat seine vorherige Behauptung beweisen soll, „dass alle Realität nur den einfachen, unteilbaren S. zukomme" (S. 245), woraus — nach D. — sich ohne weiteres die Phaenomenal. des Körpers ergeben soll. Durch den falschen Plural und die ebenso falsche Stellung des „alleinigen" wird der Sinn des Satzes derart verschoben, dass der Gegensatz unverständlich wird; „die Monaden sind die alleinigen S." — das lässt als Gegensatz erwarten: Der Körper ist keine S., sondern ein Ph. Dass dies nicht der Sinn des Satzes ist, ist ohne weiteres klar; derartige — Ungenauigkeiten müssten in einem wissenschaftlichen Werke unbedingt vermieden werden!

2) Siehe w. S. 50 und Anm. 1 das.

3) D. citiert: „Die zusammengesetzten Wesen sind nur Scheinwesen." L. sagt: „. . . Toute la realité des composées ne vient que des composans, ou plustost les composées ne sont que des estres apparens et ne constituent point une veritable substance."

4) Die Stelle lautet vollständig: „In apparentiis aggregatorum, quae utique non nisi phaenomena sunt (fundata tamen ac regulata) concursus atque impulsus quis neget?" Sie wird drastisch illustriert durch eine analoge Stelle, III. 623: Jl ne faut pas concevoir . . . que les Monades . . se remuent, se poussent ou se touchent, il suffit, que les phenomenes le font ainsi paroitre etc."

5) Siehe weiter S. 64 ff.

— und damit greifen wir zugleich auf die vorige Gruppe zurück — sind alle sonstigen Attribute, die wir kraft der sinnlichen Wahrnehmung dem Körper zuteilen, rein subjektiv, phaenomenal; nimmt man also, wie Des Cartes z. B. es gethan hatte, die Ausdehnung als etwas Wesentliches, als eine Substanz, so ist dies ein Irrtum; es gibt keine anderen Substanzen als die Monaden und diese sind die einzige wesentliche Grundlage der körperlichen Erscheinung.

So sehen wir uns durch diese Untersuchung zu dem Resultat gedrängt, welches Zeller mit folgenden Worten ausspricht: „Die Körper sind daher seiner (L.'s) Ansicht nach an sich nichts anderes, als Monadencomplexe . . .; die körperliche Masse dagegen als solche ist eine blosse Erscheinung, sie ist nur in unserer sinnlichen Vorstellung vorhanden. . .“[1]) Nur wenn man, wie dies bei D. ohne Zweifel der Fall ist, nicht von den Quellen zur Darstellung, sondern umgekehrt von einer künstlich construierten Auffassung zur — Umdeutung der Quellen übergeht, vermag man zu einem andern und gar zum D.'schen Resultat zu gelangen. Nur, wenn man mit einer so beispiellosen Voreingenommenheit an die Betrachtung der Quellen herantritt wie D., vermag man angesichts der unzweideutigen Quellenzeugnisse zu behaupten: „Wäre L. in der That der Ansicht gewesen, dass dem Phaenomen des Körpers etwas Reales zu Grunde liege, dass er nicht reiner Schein, sondern die Erscheinung eines Substantiellen, der Monaden“ sei, so sollte man notwendig erwarten, dass er sich in seinen Schriften an irgend einer Stelle und zwar nicht nur an einer, sondern an mehreren in unzweideutiger Weise darüber ausgesprochen habe. . . . Dennoch gibt es in den Quellen auch nicht einen einzigen Satz, in welchem sich ein derartiger Gedanke offenkundig ausgedrückt fände. . . . Dass unter all den vielen auf diesen Gegenstand bezüglichen Stellen auch nur eine einzige wäre, die eine solche Deutung wirklich notwendig machte, davon ist keine Rede . . .“[2]) Wir glauben, dass L. sich für den vorurteilslosen Leser seiner Schriften klar und

1) Gesch. d. d. Ph. 1. Aufl. S. 122.
2) D. S. 249.

unzweideutig ausgesprochen hat, ja wir glauben sogar und werden es auch im weiteren noch zeigen, dass seine Worte einer tendenziösen Umdeutung im Sinne D.'s erfolgreich widerstreben. Wenn L. den Körper eine Mehrheit von Substanzen, ein Aggregat von S., ein phaenomenon bene fundatum, in rebus, in monadibus funtadum, ein reales, ein aus den Monaden resultierendes Phaenomen nennt, das nur insofern Phaenomen ist, als man ausser den Monaden noch etwas Wesentliches (sc. Ausdehnung etc.) darin zu finden glaubt, oder insofern als die Vielheit in unserer Vorstellung zur Einheit wird, wenn er endlich das Monadenaggregat die „Grundlage" der körperlichen Erscheinung nennt, so ist schwer zu erraten, wie L. sich hätte deutlicher aussprechen sollen; denn ob ich beispielsweise sage, das Monadenaggregat ist die Grundlage der körperlichen Erscheinung, oder es liegt der körperlichen Erscheinung zu Grunde — ist doch wol einerlei!

Uebrigens gibt es in der That eine Stelle, in welcher L. sich „ausdrücklich" gegen eine Auffassung wie die D.'sche ganz entschieden verwahrt; sie lautet: „Ich hüte mich, zu sagen, die Materie sei ein Schatten und sogar ein Nichts. Das sind übertriebene Ausdrücke. Sie ist eine Häufung, nicht eine Substanz, sondern von mehreren Substanzen, wie eine Armee, eine Heerde; und insofern man sie als ein Ding betrachtet, ist sie ein Phaenomen, allerdings ein sehr wahrhaftes, dessen Einheit aber unsere Wahrnehmung erzeugt."[1]) Aber selbst, wenn L. sich weniger unzweideutig ausgesprochen hätte, wäre es vollständig ungerechtfertigt, daraus einen solchen Schluss zu ziehen,

1) Gerh. VI. 625E. Je n'ay garde aussi de dire, que la matiere est une ombre, et même un rien. Ce sont expressions outrées. Elle est un amas, non substantia, sed substantiatum, comme seroit une armée, un trouppeau; et en tant qu'on la considere comme faisant une chose, c'est un phenomene, très veritable en effect, mais dont notre conception fait l'unité." Und auf diese Stelle verweist D. gelegentlich S. 248. Nicht minder deutlich ist es, wenn L.: unum per aggregationem-phaenomenon-semiens setzt; Gerh. II 506 in der auch sonst sehr interessanten Tabelle.

wie D. ihn zieht; bis auf L. war ja das einzige Problem, das bei der Frage nach dem Wesen des Körpers in Betracht kam, die Untersuchung darüber, was dem Körper zu Grunde liegt, was an ihm real und objectiv und was Schein und subjectiv ist. Solange also ein Philosoph sich nicht „ausdrücklich“ auf einen anderen, entgegengesetzten Standpunkt stellte, musste er gewärtig sein, in jenem Sinne aufgefasst zu werden; eine fast zweihundertjährige Tradition beweist dies hinsichtlich der L.'schen Lehre. Hat aber — und damit geben wir mit grösserem Recht dem Verfasser seine Frage zurück — L. sich an einer einzigen Stelle dahin ausgesprochen, dass dem Körper nichts Reales zu Grunde liege, dass er ein purer Schein ohne jedwede Realität, dass er endlich — und das wäre in diesem Fall doch der adäquateste Ausdruck — „eine Art Vorstellung“ sei? Das hat L. in der That nirgends gesagt; und doch „ist das ja ein so einfacher Gedanke, dass es für L. wahrlich ein Leichtes gewesen wäre, ihm einen klaren nicht misszuverstehenden Ausdruck zu geben“[1])!

Wir könnten hier füglich diese Untersuchung abbrechen und es dem Leser überlassen, sich über die Stichhaltigkeit der weiteren Argumente und Ausführungen D.'s ein Urteil zu bilden. Der Vollständigkeit halber aber, und um zu zeigen, wie weit D. in rücksichtsloser Umdeutung der Quellen geht, wollen wir D. noch einen Schritt weiter folgen und sehen, wie er sich die L.'schen Ausdrücke: „reales,“ „wohlgeregeltes“, „wohlbegründetes“, „in den Monaden begründetes,“ „aus den Monaden resultierendes“ Phaenomen, und die vom Monadenaggregat gebrauchten: „Fundamente,“ „Requisite,“ „Constitutiva“ der Phaenomene zurechtlegt. Dass D. besonders die zuletzt angeführten Bezeichnungen, die die „traditionelle“ Auffassung unerlässlich zu machen scheinen, umdeuten muss, versteht sich von selbst; er thut es auf folgende Weise: Jeder Kör-

1) D S. 249.

per — so führt er aus[1]) — d. h. jedes Phaenomen, jeder Traum schliesst wieder andere Körper (Phaenomene, Träume) in sich, und diese wieder andere und so fort ins Unendliche; jedem dieser Teilkörper muss nun wieder eine repräsentative Substanz, eine Monade entsprechen. „Auf diese Weise erhalten wir eine Unendlichkeit unteilbarer Wesen, deren jedes das Prinzip irgend eines Körpers, die einen Pnaenomen korrespondierende wahrhafte Substanz ist...[2]). Obwohl nun so der Körper aus unendlich vielen einfachen Substanzen resultiert, so entsteht er doch keineswegs aus denselben. Denn diese Substanzen sind ja nicht die Bestandteile, die Komponenten, die Elemente des Körpers, sie sind überhaupt nicht die Gründe und die Ursachen der körperlichen Erscheinung, sondern sie sind selbst das als Einheitliches und Wesenhaftes, was der Körper und diejenigen Körper, in welche er sich teilt, als Vielheiten und Phaenomene sind. Der Körper setzt sich daher nicht aus diesen Substanzen zusammen . . ., sondern er ist samt den in ihm enthaltenen Körpern selbst in ihnen als unteilbare Einheit dargestellt, selbst in ihnen realisiert und substantiiert. L. hat diesem Gedanken in der Form Ausdruck gegeben, dass er sagt, . . . die Monaden seien nicht die Teile, sondern die Fundamente oder die Requisite des Körpers. „„Um genau zu sprechen,“ bemerkt er z. B., „„so setzt sich die Materie nicht aus den konstitutiven Einheiten zu-

1) D. S. 244.

2) Ebenda fährt D. fort: „Und was das gegenseitige Verhältnis dieser Wesen selbst (?) betrifft, so ist klar (warum?), dass sie einander nicht koordiniert sind, sondern eine organische Beziehung zu einander haben, dergestalt, dass alle zusammen einer sie beherrschenden Seele untergeordnet sind etc.“ D. ist hier bemüht, die Monas dominans notdürftig unterzubringen, die nach seiner Auffassung, wenn nicht ganz überflüssig, so doch sehr nebensächlich erscheint, während sie im L.'schen System bekanntlich eine bedeutende Rolle spielt; wir werden im folgenden Abschnitt sehen, dass D. den Unterschied zwischen Monas dominans und Monade schlechtweg ganz ignoriert, wie dies im Grunde ja auch aus der hier citierten Stelle hervorgeht.

sammen, sondern sie resultiert aus ihnen, da die Materie oder die ausgedehnte Masse nur ein Phaenomen ist. . . . Die substantiellen Einheiten sind nicht die Teile, sondern die Fundamente der Phaenomene"" [1]). Also: Wir haben das Phaenomen, die Vorstellung eines Körpers; soll dieses in einer Substanz repräsentiert, realisiert sein, so muss es Monaden geben; es muss dann aber auch für jeden Teilkörper, oder richtiger für jede Teilerscheinung eine solche repräsentative Substanz geben; auf diese Weise erhalten wir eine Unendlichkeit von Substanzen; ergo: Resultieren die Körper, i. e. die Phaenomene aus den Monaden, aber sie entstehen nicht aus ihnen! Mit welchem Schein von Berechtigung man in diesem Fall die körperliche Erscheinung aus den Monaden „resultieren" lässt, ist absolut nicht einzusehen; man könnte mit mehr Recht sagen, die Monaden resultieren aus den körperlichen Erscheinungen! Aber weiter: Wie kommt L. dazu, jenem Gedanken in dieser Form Ausdruck zu geben? Ist es überhaupt möglich, in dieser Form jenen Gedanken wiederzufinden? Man versuche nur den Gegensatz festzuhalten: Die Monaden sind nicht die Teile, sondern die Fundamente des Körpers, das heisst: die ihn repräsentierenden Substanzen. Die den Phaenomenen entsprechenden, sie repraesentierenden Substanzen sind doch nie und nimmer ihre Fundamente, ihre Requisite. Unter dem Fundament eines Dinges versteht man doch das, worauf ein Ding ruht, die notwendige Unterlage, ohne die ein Ding nicht existierend gedacht werden kann, und unter Requisit versteht man das Mittel, durch welches etwas hervorgebracht, bewerkstelligt wird. Keines von beiden ist

---

1) D. S. 244 f.; Gerh. II. 268; die Stelle lautet: „Accurate autem loquendo materia non componitur ex unitatibus constitutivis, sed ex iis resultat, cum materia seu massa extensa non sit nisi phaenomenon fundatum in rebus — diese wichtigen Worte fehlen bei D. — . . . Unitates vero substantiales non sunt partes, sed fundamenta phaenomenorum." Und Gerh. VII. 503 heisst es: „Monades . . .; nec partes sunt corporum sed requisita"; diese Stelle ist auch für den Vergleich der Mon. mit den Atomen interessant.

die „repraesentative Substanz“ im D.'schen Sinn in Bezug auf das körperliche Phaenomen; dieses besteht ja auch ohne die und unabhängig von der entsprechenden Substanz. Sodann: L. hält nach D. den Körper für eine Art Vorstellung; bedarf es da einer Verwahrung gegen die Ansicht, als setze er sich aus den Monaden zusammen? Ja noch mehr: Scheint es nicht ganz widersinnig zu sein, wenn L. in diesem Fall bloss sagt: Genau genommen sind die Monaden nicht die Teile des Körpers (der Vorstellung)? Scheint ferner nicht ebenso widersinnig die L.'sche Begründung: Die Materie setzt sich nicht aus den Einheiten zusammen, sondern sie resultiert aus ihnen, weil die ausgedehnte Masse nur ein in den Dingen (= Substanzen) begründetes Phaenomen ist? Und endlich: D. sieht sich durch diese windschiefe Auslegung zu dem Geständnis gezwungen; dass L. allerdings „auch nicht selten wiederum weniger genau sagt, der Körper setze sich aus den Monaden zusammen.“[1])

Der D.'schen Auffassung liegt eben auch hier wieder die willkürliche Verwechslung von Körper an sich und körperlicher Erscheinung zu Grunde. In Wirklichkeit ergibt sich aus den Quellen folgendes: Der Körper an sich, das Monadenaggregat setzt sich allerdings aus den Monaden zusammen; begreift man aber, wie dies im gewöhnlichen Leben geschieht, unter Körper oder Materie nicht bloss jene substantielle Grundlage, sondern auch die ausgedehnte Masse, so darf man genau genommen nicht mehr sagen, die Materie setze sich aus den Monaden zusammen; denn die ausgedehnte Masse ist bloss das Resultat aus der subjectiven Anschauung dieses Aggregats.

Damit ergibt sich ohne weiteres die Bedeutung der Ausdrücke „bene“, „in rebus“, „in monadibus“, „fundata phaenomena“; hören wir, wie D. diese Wendungen deutet: „Die körperlichen Erscheinungen“ — so sagt er — „heissen begründete, in den Monaden begründete Phaenomene, weil die Substanzen ihrer ursprünglichen Natur nach so angelegt sind, dass, indem sie die körperlichen Phaenomene aus sich heraus

1) D. S. 245.

producieren, diese Phaenomene ein wolgeregeltes Ganze bilden, zu jeder Zeit ... mit einander übereinstimmen. . . . Die Dinge seien wolbegründete Phaenomene, das heisst ... danach im Wesentlichen nichts anderes, als dass sie wolgeregelte und verbundene Phaenomene, dass sie zwar blosser Schein seien, aber ein Schein, der nicht täuscht wie ein geregelter Traum“[1]. Dagegen ist einzuwenden: 1) Leibniz spricht sich nie und nirgends in diesem Sinne aus, es ist eine eigenmächtige konstruierte Deutung D.'s, die den Quellen fremd ist. 2) Diese Deutung lässt sich in den Worten L.'s nicht wiederfinden; nach L. sind die Phaenomene in den Monaden begründet, nach D. ist bloss die Ordnung der Phaenomene in dem Wesen der Monaden begründet; das sind aber doch grundverschiedene Dinge, selbst, wenn man mit D. die ganze Realität der Körper, d. h. der Erscheinungen, in ihre Ordnung und Uebereinstimmung setzt.

Aber auch diese letztere Annahme ist, wie sich aus dem Gesagten von selbst ergibt, falsch. Nach D. freilich „liegt es auf der Hand,“ dass „Reales Phaenomen“ und „Phaenomen eines Realen“ grundverschiedene Dinge sind[2]. „Unter einem realen Phaenomen kann schlechterdings nicht das Phaenomen eines Realen, sondern nur ein Phaenomen verstanden werden, welches zwar ein blosser Schein ist, aber ... ein Schein, der nicht bloss einmal und sporadisch in dem vorstellenden Subjekt auftritt, sondern[3] (?) im Einklang mit den vorhergehenden Vorstellungen des letzteren steht und von ganz bestimmten, im voraus zu berechnenden Erscheinungen derselben Art gefolgt ist, der überdies nicht bloss einer einzelnen S., sondern allen zusammen eigen ist oder wenigstens eigen sein würde, wenn sie sich alle in derselben Lage befänden. Eine andere Deutung ist nicht möglich“[4]. D. stützt sich bei dieser merkwürdigen Definition der körperlichen Realität offenbar auf einige der schon oben S. 252 ff. citierten Stellen und zwar:

1) D. S. 263.
2) D. S. 255.
3) Der Gegensatz erscheint nicht adaequat.
4) Dillm. S. 255.

S. 253: II, 270 E., 276; IV, 473 E.

S. 254: IV, 569; VI, 590; III, 623; VII, 468 u. a. In diesen Stellen werden die körperlichen Phaenomene mit gut geregelten Träumen verglichen, ihre Realität in ihre Verbindung mit einander, in die Harmonie der vorstellenden Wesen mit sich selbst gesetzt etc.[1]). Die beweiskräftigste unter diesen Stellen ist die zuletzt citierte; sie mag daher der Untersuchung über diesen Punkt zu Grunde gelegt werden. D. führt sie folgendermassen an: „... Die Ausdehnung aber und in ihr die Masse oder Undurchdringlichkeit mit den übrigen körperlichen Prädikaten halte ich nur für Phaenomene, die zwar nicht täuschen, aber die nichts anderes reales Objectives haben als dasjenige, wodurch wir auch einen Traum vom Wachen unterscheiden, nämlich die mathematisch-metaphysische Uebereinstimmung alles desjenigen, was die Seelen oder Entelechieen vorstellen etc.“[2]).

So D. Richtig und vollständig lautet die Stelle: „Die Ausdehnung aber und in ihr die Masse oder Undurchdringlichkeit mit den übrigen körperlichen Prädikaten, die sich daraus ergeben, die vielen die körperliche Substanz auszumachen scheinen und anderen als reale absolute Qualitäten gelten, halte ich mit vielen alten Weisen nur für Phaenomene, die zwar wohlbegründet sind und nicht täuschen, die aber nichts anderes Objectives haben als etc.“[3]). Vor allem ist auch hier nicht vom Körper an sich die Rede, sondern von der ausgedehnten, toten Masse, und der Gedankengang dieses Satzes bildet

---

1) Vergl. D. S. 251.

2) Gerh. VII. 467 f. bei D. S. 254 f.

3) Im Original hat die Stelle folgenden Wortlaut: „Extensionem vero et in ea Molem seu impenetrabilitatem cum caeteris corporeis praedicatis inde ortis, quae multis substantiam corpoream constituere videntur et aliis qualitates habentur reales absolutae, revera cum multis antiquis sapientibus non nisi phaenomena esse arbitror, bene fundata quidem neque fallentia, sed quae non aliud habeant reale objectivum, quam ex quo et somnium a vigilia discernimus, consensum inter se metaphysico-mathematicum eorum omnium, quae animae vel Entelechiae percipiunt etc.“

einen schlagenden Beweis für unsere obige Behauptung. Der Gedankengang ist offenbar der folgende: Die Cartesianer hatten behauptet, die Ausdehnung, die tote Masse mache das Wesen, die Substanz des Körpers aus; L. behauptet: Nur die Kräfte sind Substanzen; die Ausdehnung und was sich aus ihr ergibt, sind Phaenomene; allerdings wohl begründete und zuverlässige, die aber — damit man nicht etwa mit anderen meine, sie seien wenigstens „reale absolute Qualitäten" — gar nichts reales Objektives haben als ihre Uebereinstimmung. Es ist also hier nicht die Frage: Liegt der körperlichen Erscheinung etwas Reales zu Grunde, sondern vielmehr die: Ist die körperliche Erscheinung, die ausgedehnte Masse an und für sich etwas Reales? Dies und nur dies wird verneint. Nun erhebt sich allerdings die Frage: Wenn die körperliche Masse etc. ein pures Phaenomen, ein Traum ist, und wenn wir auf den metaphysischen Grund der Dinge nicht zu dringen vermögen, wie können wir dann unterscheiden, ob wir wirklich einen Körper, eine auf reale Grundlage basierte Erscheinung wahrnehmen, oder ob uns ein Traum ein leeres Phantasiebild vorgaukelt? Darauf ist die Antwort: Träume gehen regellos durcheinander ohne Ordnung und Uebereinstimmung unter einander oder gar mit den Träumen anderer; die körperlichen Phaenomene aber stimmen unter sich in der einzelnen Monade und mit den Phaenomenen der anderen Monaden überein. Auch hiebei handelt es sich also nicht darum, ob die körperliche Erscheinung eine reale Grundlage hat, sondern vielmehr um ein Kenn- und Unterscheidungszeichen der realen Phaenomene von Träumen für unsere sinnliche Wahrnehmung; für diese aber kann die substantielle Grundlage der körperlichen Erscheinung nicht in Betracht kommen; „denn die Sinne sagen über metaphysische Dinge nichts aus" [1]).

Dass es sich wirklich hiebei nur um ein Kennzeichen für das wahrnehmende Subjekt handelt, erklärt L. an einigen Stellen ganz ausdrücklich und unzweideutig: „Wir haben in den Phaenomenen kein anderes Kennzeichen der

---

1) Gerh. II. 516.

Realität, . . . als dass sie untereinander und mit den etwigen Wahrheiten übereinstimmen"[1]). Ebenso: „Die Phaenomene . . ., deren Realität durch ihre Verbindung bezeichnet wird, welche sie von Träumen unterscheidet"[2]). Oder: „Die Wahrheit der Sinne besteht darin, dass die Phaenomene unter sich übereinstimmen etc."[3]). Man kann ja auch unmöglich eine Behauptung, wie: Die Realität der Phaenomene besteht in ihrer Uebereinstimmung, wörtlich nehmen; denn die Uebereinstimmung eines Phaenomens mit einem anderen berührt doch sein Wesen nicht, kann also unmöglich seine Realität ausmachen; sie kann höchstens ein Kennzeichen, ein Beweis für seine Realität sein.

Warum aber und inwiefern ist die Uebereinstimmung der Phaenomene ein Kennzeichen ihrer Realität? Weil — so antwortet uns L. — „die Erscheinungen .. in verschiedenen Beobachtern (zwar) verschieden sind, aber Beziehung haben und von ein und derselben Grundlage herrühren, wie die verschiedenen Ansichten einer und derselben Stadt von mehreren Seiten gesehen"[4]). Also weil die Erscheinungen von derselben Grundlage, demselben Monadenaggregat herrühren, weil sie also eine gemeinsame reale Grundlage haben, stimmen sie überein, folglich kann umgekehrt ihre Uebereinstimmung als Beweis für ihre Realität gelten.

Wir dürfen nach den bisherigen Ausführungen wohl auf eine weitere Beweisführung verzichten; wir könnten noch zahlreiche Aeusserungen L.'s, vor allem aber seine Schrift: „De modo distinguendi phaenomena realia ab imaginariis"[5]) citieren, deren Aufschrift schon einen Beweis für unsere obige Behauptung bildet; wir verweisen indess den Leser be-

---

1) Gerh. II. 283: „Neque aliam in phaenomenis habemus aut optare debemus notam realitatis, quam quod inter se pariter et veritatibus aeternis respondent."

2) Gerh. VI. 590: „Les phenomenes . . . dont la realité est marqué par la liaison, qui les distingue des songes."

3) Gerh. II. 516: Sensuum veracitas in eo consistit, ut phaenomena consentiant inter se, neque decipiamur eventibus etc."

4) Gerh. III. 622 vgl. oben S. 44 u. Anm. 4 das.

5) Gerh. VII. 319—322.

züglich dieser Argumente auf die entsprechenden Ausführungen D.'s, die sich durch ihre Unnatürlichkeit und ihre sonderbare Logik von selbst widerlegen[1]). Wir glauben, dass für jeden Vorurteilslosen die bisherigen Auseinandersetzungen genügen und dass sie D.'s Schlussworte treffend illustrieren: „Dieses Resultat kann angesichts der zahlreichen sonnenklaren (!) Quellenzeugnisse durchaus nicht mehr in Frage gestellt werden" [2]). Zudem wird der folgende Abschnitt eo ipso einen fortlaufenden Beweis gegen die D.'sche Auffassung bilden.

Nur ein Punkt mag hier noch kurz berührt werden, den auch D. in diesem Zusammenhang behandelt, die Frage nämlich, ob der Körper durch verworrene Auffassung des Monadenaggregats zustande kommt, ob er eine verworrene Vorstellung ist. Nach D. ist der Körper überhaupt nicht die Erscheinung des Monadenaggregats, sondern eine Art Vorstellung, woraus von selbst folgt, dass er unmöglich aus der verworrenen Anschauung des Monadenkomplexes entstehen kann. Da durch das Vorhergehende diese Voraussetzung D.'s als irrig nachgewiesen wurde, bleibt die Frage neuerdings offen und es kommen nur noch die sonstigen Gründe in Betracht, die D. für diese Behauptung ins Treffen führt. Vor allem widerlegt er die bisherige falsche Auffassung einer Reihe von Stellen, die, soweit uns bekannt ist, von niemandem in dieser falschen Weise aufgefasst worden sind, auch unmöglich so aufgefasst werden können, widerlegt also eine Behauptung, die von niemand aufgestellt worden ist[3]). Nach dieser unnützen Arbeit werden die wirklich in Betracht kommenden Aeusserungen L.'s in einer Anmerkung[4]) abge-

1) D. S. 256 Anm. ff. Wir machen noch besonders auf folgende Beweisführung (das.) aufmerksam: „Dass dies letztere (d. bisher. Auffassung) nun nicht möglich ist, ist selbstverständlich (!), und mithin bleibt nur folgende Auslegung übrig." Die nun folgende „Auslegung" ist aber auch danach!

2) D. S. 257.

3) D. S. 264 u. ff.

4) Das. S. 266.

than und endlich behauptet, es wäre „gar nicht zu begreifen, wie die körperliche Erscheinung aus einer verworrenen Vorstellung von den ihr zu Grunde liegenden Monaden sollte hervorgehen können. Unter einer verworrenen Vorstellung versteht ja doch L. nicht eine solche, welche ihren Gegenstand nicht so, wie er an sich existiert, sondern in einer gewissen subjektiven Form wiedergibt, sondern er versteht darunter diejenige Vorstellung, welche eine Menge einzelner Vorstellungen in sich enthält, die an sich wie die deutlichen Vorstellungen sind, die aber nicht hinreichend von einander gesondert werden, und daher zu einer Totalvorstellung zusammenfliessen etc.“[1]). Der Gegensatz, den D. hier künstlich herstellt, existiert in Wirklichkeit nicht; Vorder- und Nachsatz stehen nicht in dem Verhältnis des Gegensatzes, sondern in dem von Folge und Grund: Weil eine Menge einzelner Vorstellungen zu einer Totalvorstellung zusammenfliesst, ergibt sich eine neue konfuse Vorstellung, die eine Summe von Einzeldingen in einer neuen, subjektiven Form darstellt; weil z. B. die Vorstellungen von „blau“ und „gelb“ zusammenfliessen, erhalten wir, nicht etwa eine Vorstellung, die uns als blau plus gelb, sondern eine neue konfuse, die uns als „grün“ erscheint[2]); weil infolge der schnellen Drehung eines gezahnten Rades wir nicht mehr imstande sind, die einzelnen Zähne zu unterscheiden, die Vorstellungen derselben vielmehr zu einer Gesamtvorstellung verschwimmen, erhalten wir eine neue Vorstellung nicht etwa eines sie alle umfassenden Zahnes[3]), sondern — eines künstlichen Transparentes[2]);“ und weil endlich die Vorstellungen der Mona-

---

1) D. S. 267.

2) Gerh. V. 383 f., vgl. auch die sehr interessante Stelle VII. 564, wo ausdrücklich von der Materie die Rede ist.

3) D. fragt nämlich S. 267 f.: „Wie soll sich daraus, dass die Vorstellungen von den Monaden nicht von einander getrennt werden, die Anschauung eines Körpers ergeben können? Dadurch würde vielleicht der Effekt erreicht werden können, dass die Vorstellungen von diesen einzelnen einfachen Substanzen sich für uns zu der Vorstellung von einer sie alle umfassenden einfachen Substanz vereinigten etc.“

den des Monadenaggregats zu einer Gesamtvorstellung zusammenfliessen, ergibt sich für uns — nicht etwa eine sie alle umfassende Substanz, sondern — die körperliche Erscheinung; warum das letztere unbegreiflicher sein soll als das erstere, ist nicht einzusehen. Nun muss allerdings zugegeben werden, dass L. sich gerade bezüglich des Monadenaggregats nicht ausdrücklich so ausgesprochen hat. Allein schon die angeführten Beispiele[1]) würden wohl einen solch analogen Schluss gestatten, wie wir ihn eben gezogen haben; einige sonstige Aeusserungen des Philosophen machen denselben aber geradezu notwendig[2]). L. nennt den Körper ein „Ding der Imagination"; so sagt er z. B.: ... „Le corps... est un être de raison ou plutôt d'imagination"[3]); nicht umsonst ist dieses „ou plutôt" hinzugefügt; der Körper ist eben nicht eigentlich ein „Verstandes" Ding, sondern ein Ding der sinnlichen Wahrnehmung. Dass aber die auf sinnliche Wahrnehmung zurückgehenden Vorstellungen verworrene sind, ist genügend bekannt und von L. unzähligemale ausgesprochen worden; so sagt er: „Die Vorstellungen, welche aus den Sinnen stammen, sind confus etc."[4]). Besonders lehrreich ist eine Stelle der Monadologie, in der es heisst: „Es gibt nur scheinbar ein Chaos, nur scheinbar Konfusionen im Universum; wie bei einiger Entfernung in einem Teich eine konfuse Bewegung und sozusagen ein Wimmeln (grouillement) der Fische erscheint, ohne dass man die Fische selbst unterscheidet"[5]). Was soll das anders heissen, als dass das, was uns gewissermassen chaotisch, in

---

1) Es sei noch an das Beispiel vom eckigen Turm erinnert, der in der Entfernung rund erscheint; Gerh. V 109. Ist das nicht eine durchaus „subjektive Form", in der ein thatsächlich anders beschaffenes Ding in der sinnlichen Wahrnehmung erscheint?

2) In der folgenden Erörterung folgen wir zum Teil einem Winke, den Prof. Dr. Zeller uns auf eine diesbezügliche Anfrage zu geben die Freundlichkeit hatte.

3) Gerh. VI. 586.

4) Gerh. V. 77; desgl. Gerh. V. 109, 373 f. 237, 383 f. VI. 617, 60 u. ö.

5) Gerh. VI. 618 f. 66—70; bes. 69.

der Konfusion als eine Masse erscheint, in unserer Vorstellung nur durch Zusammenfassung, durch verworrenes Ineinanderfliessen der einzelnen Theile zustande kommt? Kurz und klar spricht auch folgender Satz: „Aussitost qu'il y a un melange de pensées confuses ... voilà la matiere“ [1]). Nimmt man noch hinzu, dass, wie früher [2]) gezeigt wurde, das Monadenaggregat als „Grundlage“ der körperlichen Erscheinung bezeichnet wird, so ist nicht abzusehen, wie man auf Grund der Quellen zu einem andern Resultat kommen kann als dem von Zeller aufgestellten [3]), dass nämlich der Körper durch verworrene Anschauung des Monadenaggregats zustande kommt.

B) Der Körper im allgemeinen. Die Seele.

Drei grundlegende Betrachtungen sind es nach D., die L. zur Annahme von Substanzen veranlassten, mit denen er die Notwendigkeit von Substanzen, von Monaden beweisst: Die Betrachtung des Körpers im allgemeinen, die Betrachtung der Bewegung und die des Widerstandes. Was das Verhältnis dieser drei Erörterungen betrifft, so bilden die beiden letzten „den Kern derselben,“ die erste dient nur dazu, die Ueberzeugungen L.'s auf ihre allgemeinste Form zu bringen. Wir können dieselbe (die erste) „sehr wohl aus dem System wegdenken ohne irgend einen sachlichen Nachteil für dieses“ [4]). Demgemäss ist es „sehr wahrscheinlich,“ dass L. erst, indem er die Resultate aus den beiden letzten Betrachtungen „auf die allgemeinste Formel zu reducieren“ suchte, „fand, dass der Körper überhaupt eine blosse Vielheit sei und dass sich also eine unteilbare Einheit in ihm finden müsse“ [5]). Denn es ist „im Gebiet der wissenschaftlichen Forschung das Gewöhnliche, dass das Be-

---

1) Gerh. VI. 179; vgl. auch Wolff, Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt etc. §. 604 und 607 bei Zeller 2. Aufl. S. 192.
2) Vgl. oben S. 54 f.
3) Zeller, S. 121.
4) Dillm. S. 189.
5) Das. S. 190.

sondere früher erkannt wird als das Allgemeine"[1]. Abgesehen davon, dass die Quellen diesen Entwicklungsgang keineswegs als wahrscheinlich erscheinen lassen, so dass selbst der sonst gerade nicht vorsichtige Verfasser ihn nur als „sehr wahrscheinlich vermutet", ist derselbe offenbar so künstlich „gemacht", so unnatürlich, dass wir darüber wohl keine Worte weiter zu verlieren brauchen, zumal diesen Erörterungen überhaupt schon früher[2] ein anderer Platz innerhalb der Entwicklung des Systems angewiesen wurde.

Was übrigens die Erörterungen über den Körper im allgemeinen, richtiger über die Einheit des Körpers, betrifft, so gibt der Verfasser wenigstens zu, dass gerade diese „die Ansichten L.'s in ihrer einfachsten Form vorführen" und daher am meisten geeignet sind, „den Leser mit den Principien der Monadenlehre bekannt zu machen"[3]. Aus demselben Grunde sind sie auch am besten geeignet, die Unrichtigkeit und Gewaltsamkeit der D.'schen Auffassung deutlich vor Augen zu führen, und darum mögen sie in Kürze betrachtet werden.

Zwei Gedankenreihen laufen in den bezüglichen Erörterungen L.'s nebeneinander, durchdringen sich aber auch zuweilen. Beide gehen von der für L. feststehenden Thatsache aus, dass der Körper nicht nur ins Unendliche teilbar, sondern wirklich geteilt ist; im Anschluss daran zeigt die eine, dass der Körper somit keine wahre, sondern nur eine imaginäre Einheit hat, dass er ein Aggregat, eine Menge von Substanzen, nicht aber *eine* Substanz und — wie D. fortsetzt — *mithin* überhaupt *gar keine* Substanz, *gar nichts* Reales, sondern ein *reines Phaenomen* ist[4]. Die zweite Gedankenreihe zeigt, dass, da ein zusammengesetztes Wesen nur so viel Realität hat als seine Komponenten, der Körper aus realen Wesen, aus substantiellen Einheiten zusammengesetzt sein muss, wenn er Realität haben soll, oder — wie D.

1) Das. S. 191.
2) Vergl. o. S. 24.
3) Dillm. S. 189 u.
4) Das. S. 23 f.

wiederum die betreffenden Aeusserungen auslegt — dass der Körper also gar keine Realität hat, da „die aggregierten Dinge ins Unendliche selbst immer wieder Aggregate sind“ [1]). Der Körper ist also ein reines Phaenomen; soll er nun eine Substanz sein, so muss eine Seele, eine dem „Ich“ entsprechende substantielle Einheit in ihm angenommen werden [1]). Wenn man diese Auslassungen liest, nachdem man den ganzen Standpunkt D.'s einigermassen kennen gelernt hat, dann merkt man hier ganz deutlich die Absicht des Verfassers, gleich von vornherein seine Auffassung in die Worte L.'s hineinzuzwängen.

Es wurde bereits im Früheren [2]) darauf hingewiesen, dass der Dillmann-L.'sche Standpunkt die absolute Phaenomenalität der Körper zur unerlässlichsten Voraussetzung hat, so dass die immer wiederkehrenden Beweise für dieselbe zum mindesten überflüssig erscheinen; sehen wir uns jetzt diese Beweise etwas näher an. L. argumentiert nach D. so: 1) Der Körper ist eine Vielheit von Substanzen, nicht eine Substanz, folglich gar keine Substanz, gar nichts Reales, sondern ein pures Phaenomen, „eine Art Vorstellung.“

2) Die Realität des Zusammengesetzten hängt von der Realität der Teile ab; die Teile des Körpers sind ins Unendliche immer wieder Aggregate; als solche haben sie nach 1) keine Realität, ergo hat auch der Körper keine Realität, er ist ein pures Phaenomen, eine Art Vorstellung [3]). Auf diesen widersinnigen Schlüssen baut sich der ganze erste Abschnitt, baut sich überhaupt die ganze D.'sche Darstellung auf! Erst nachdem die Phaenomenalität des Körpers feststeht, kann L., wie D. will, weiterschliessen: „Wenn nun der Körper selbst, dieses Ganze vieler Dinge (?) selbst, das Aggregat als solches — und wir fügen im Sinne D.'s

1) D. S. 24.

2) Vgl. o. S. 36.

3) Vgl. D. S. 23 f. u. S. 33 f. Wenn D. hier die Ausdrücke pures Phaenomen, reiner Schein oder gar eine „Art Vorstellung“ für Körper vermeidet, so hat das seinen guten Grund; die ohnehin augenfällige Widersinnigkeit der Argumentation wird sonst zu frappant.

hinzu: das Phaenomen, die Vorstellung — in einem Wesen... als Substanz dargestellt, in einem Wesen substantiiert . . . sein, wenn es ein Wesen geben soll, welches selbst das als wesenhafte Einheit, als Substanz, was der Körper als scheinbare Einheit: als Phaenomen ist, wenn eine dem Körper correspondierende Einheit und Substanz existieren soll, so müssen wir in demselben etwas annehmen, was nicht mehr teilbar, nicht mehr ein Aggregat, was mithin unteilbar und einfach ist"[1]).

Und die Quellenbelege hiefür? Hier einige Beispiele: „Jedes Aggregat setzt Wesen voraus, die mit einer wahrhaften Einheit begabt sind, weil es seine Realität nur von der Realität derjenigen Wesen erhält, aus welchen es zusammengesetzt ist, sodass es überhaupt gar keine hat, wenn jedes Wesen, aus denen es zusammengesetzt ist, wieder ein Aggregat ist"[2]). „Das kann nicht heissen: Viele einzelne Substanzen setzen Wesen, die mit einer Einheit begabt sind, voraus, weil sie ihre Realität nur von der Realität dieser vielen einzelnen Substanzen erhalten können u. s. w. Denn das würde sinnlos sein. (?) L. kann nur dies meinen: Ein Ganzes vieler Dinge, deren jedes wieder ein Ganzes vieler Dinge ist, ist nichts Reales. (!) . . . Wenn daher . . . ein Ganzes vieler Dinge selbst, das Aggregat als solches, in einem Wesen realisiert sein soll, so muss . . . eine Seele vorausgesetzt werden. Noch (!) deutlicher erhellt dieser Gedanke aus folgendem: „„Was das Wesen eines Aggregates ausmacht, ist nur eine Daseinsweise derjenigen Dinge, aus welchen es zusammengesetzt ist; z. B. was das Wesen einer Armee ausmacht, ist nur eine Daseinsweise der Menschen, welche sie zusammensetzen. Diese Daseinsweise setzt also eine Substanz voraus, deren Wesen nicht mehr eine Daseinsweise[3]) einer Substanz ist. . . . Es gibt keine Vielheit ohne wahrhafte Einheiten[4]). . . . Was nicht wahrhaft ein Wesen

---

1) D. S. 33 u. f.

2) Gerh. II. 96 bei Dillm. S. 43.

3) Bei Gerh. pro „matiere" leg. maniere.

4) Dillm. übers. hier (p. 44) tendenziös mit dem Singular: ohne wahrhafte Einheit.

ist, ist nicht wahrhaft ein Wesen. . . . Etwas anderes ist das Wesen, etwas anderes eine Vielheit von Wesen; aber die Mehrzahl setzt die Einzahl voraus, und wo es nicht ein Wesen gibt, da wird es noch weniger mehrere Wesen geben.““[1]) „Es ist unmöglich“ — fährt der Verfasser wiederum fort — „diese Worte so zu verstehen: Was das Wesen vieler einzelnen Substanzen ausmacht, ist nur eine Daseinsweise dieser einzelnen Substanzen. Diese setzt also eine Substanz voraus, deren Wesen nicht mehr eine blosse Daseinsweise ist. Es gibt nicht viele einzelne Substanzen ohne eine wahrhafte Einheit u. s. w. Dies wäre ja in nicht geringerem Masse als das Obige barer Unsinn. (!) Die Bedeutung dieser Sätze kann nur diese sein: Ein Ganzes vieler Dinge (?), das Aggregat als solches ist nur eine Daseinsweise der dasselbe zusammensetzenden Dinge. Soll also dieses Ganze vieler Dinge, das Aggregat selbst, das Aggregat als solches, diese Daseinsweise einzelner Dinge selbst in einem Wesen substantiiert sein, . . . so müssen wir etwas anerkennen, dessen Natur nicht mehr eine Daseinsweise mehrerer Substanzen ist, d. h. etwas Einfaches, eine Seele. Es gibt keine Vielheit ohne eine wahrhafte Einheit, in welcher — hier kommt der hinkende Bote — sie **selbst** substantiiert ist u. s. w.[2])

Wir haben den Verfasser hier absichtlich in solcher Ausführlichkeit sprechen lassen, weil wir glauben, dass seine Worte sich am besten selbst widerlegen; denn dass der D.'sche Gedanke unmöglich in jenen Worten L.'s gefunden werden kann, leuchtet wol ohne weiteres ein; dasselbe gilt von den sonst noch auf Seite 45 citierten ähnlichen Stellen, die darum unerwähnt bleiben können; nur zwei von ihnen verdienen besondere Beachtung, weil sie der D.'schen Auffassung wenigstens nahe zu kommen scheinen, weshalb sie von D. auch besondere betont werden. Er lässt sich darüber also vernehmen: „„Was in mehrere Teile geteilt werden kann,““ „sagt der Philosoph anderswo,“ „„ist ein Aggregat von mehreren Dingen. Nun ist ein solches Aggregat nur

1) Gerh. II. 97 bei D. p. 44.
2) Dillm. S. 43 ff.

eine scheinbare Einheit und hat keine andere Realität als eine geborgte, oder als die Realität derjenigen Dinge, von denen es ein Aggregat ist. Mithin hat das, was in Teile geteilt werden kann, keine Realität, wenn es sich nicht in demjenigen befindet, was nicht in Teile geteilt werden kann.““[1]) „In Wiederholung dessen spricht er sich so aus: . . . „„Wo nur geborgte Realität ist, da ist überhaupt keine Realität, da dieselbe (sc. die Realität!) doch schliesslich[2]) irgend einem Subjekt eigen sein muss.““[3]) „Der Gedanke des Philosophen ist . . . dieser: Ein Ganzes vieler Dinge, das Aggregat als solches hat keine andere Realität als die der aggregierten Dinge, mithin hat es gar keine Realität, „wenn es (sc. das Aggregat!) sich nicht in dem Unteilbaren befindet, nicht irgend einem Subjekt (nach D. der Seele!) eigen ist,“ mit andern Worten, wenn es nicht in einem Unteilbaren substantiiert ist.“[4]) Soweit D. Man sieht, er stützt sich nicht umsonst gerade auf diese Stellen; sie wären, wenn auch nicht stringente, so doch im Gegensatz zu allen anderen mögliche Beweise für seine Darstellung; sie wären es, wenn nicht die erste, wie schon früher[5]) gezeigt wurde, durch eine grundfalsche Uebersetzung einen dem Original ganz fremden Sinn erhalten hätte, und wenn nicht die zweite in ihrer Anwendung bei D. auf eine ganz unbegreifliche Verwechslung des Subjekts zurückzuführen wäre. L. sagt, und D. citiert ursprünglich richtig: „Wo nur geborgte Realität ist, da ist überhaupt keine Realität, da dieselbe — nämlich die Realität — doch schliesslich irgend einem Subjekt eigen sein muss.“ Einige Zeilen weiter aber wird bei D. daraus: „Das Aggregat hat gar keine Realität, wenn es

1) Gerh. II. 261; die Uebersetzung ist ungenau; der erste Teil lautet im Original: „Quae in plura dividi possunt, ex pluribus constantia seu aggregata sunt. . . Quaecunque ex pluribus aggregata sunt, ea non sunt unum nisi mente etc.“ (!) Ueber den zweiten Teil siehe weiter.

2) Das für den Sinn wichtige tandem fehlt bei D. (S. 45).

3) Gerh. II. 267.

4) Das Ganze bei D. S. 45.

5) Siehe darüber oben S. 9: „S. 45 citiert D. etc. etc.“ — „von grosser Bedeutung.“

— nämlich das Aggregat — nicht irgend einem Subjekt eigen ist“, d. h. in einer Seele substantiiert ist! In richtiger Auffassung, im Original sind also diese beiden Stellen ebensowenig Belege für die Darstellung des Verfassers wie die übrigen, vielmehr ebenso wie diese laute Proteste gegen dieselbe, und sie sind dies sogar in höherem Masse als die andern; sie sind nämlich in doppelter Hinsicht belehrend. Fürs erste beweisen sie, was wir schon wiederholt betont haben, dass der Verfasser sein Versprechen, dass „die Quellen den alleinigen und ausschliesslichen Massstab für seine sämtlichen Behauptungen bilden werden“,[1]) in keiner Weise gehalten hat, sondern von seinem künstlich construierten Standpunkt aus eine Umdeutung der Quellen versucht. Anders lässt sich nicht begreifen, wie eine solch sinnentstellende Uebersetzung,[2]) bei der die frappierende Abweichung von den sonstigen Aeusserungen des Philosophen sofort in die Augen springt, oder eine solche Verdrehung eines kurz vorher richtig citierten Satzes unterlaufen kann. Sodann aber, und das ist wichtiger, zeigen diese Sätze in ihrer Uebersetzung und Anwendung bei D., dass L. sich thatsächlich hätte anders ausdrücken können und müssen, als er es gethan hat, wenn die D.'sche Darstellung die richtige wäre. Damit aber wird das Argument, mit welchem D. den schwersten Einwand gegen seine Auffassung zu entkräften sucht, hinfällig, und jener Einwand, dem selbst D. „einigen Schein von Berechtigung“ nicht absprechen kann,[3]) bleibt aufrecht, der Einwand nämlich, warum L. „dieser Ueberzeugung nicht den gleichen Ausdruck (sc. wie der Verfasser) gegeben, weshalb er dieselbe in so zwei-

---

1) Dillm. S. 18

2) Vollends unbegreiflich wird diese Uebersetzung, wenn man wenige Seiten später (S. 57) die Stelle richtig übersetzt und sogar mit besonderer Betonung des „in“ in entgegengesetztem Sinn verwertet findet. Es wird dort allerdings nur der vorhergehende und gleich nachfolgende Satz citiert, aber das genügt doch, um zu erkennen, dass der dazwischenstehende Satz nicht den entgegengesetzten Sinn haben kann.

3) D. S. 61.

deutiger (!) Weise dargestellt hat, er, der doch ein Meister des Wortes gewesen ist?"[1] „Die Antwort" auf diese sehr wichtige Frage „ergibt sich" bei D. natürlich „von selbst." „Diese Form (der Darstellung) ist . . . nur dann anwendbar, wenn es sich um die Zurückweisung der angegebenen irrtümlichen Deutung der Worte L.'s handelt. Denn . . . L. stellt ja nicht die Bedingung, dass der Körper in einem Wesen substantiiert, als Substanz dargestellt sei . . . sondern die, dass der Körper eine Substanz sei, aber allerdings nicht, dass ihm etwas Substantielles zu Grunde liege, sondern dass der Körper selbst in einem Wesen substantiiert sei."[2]) Wir haben auf diesen Satz als ein Muster von Unklarheit bereits früher[3]) hingewiesen. Seine Unverständlichkeit, oder richtiger seine Widersinnigkeit tritt nach dem im vorigen und in diesem Abschnitt bereits Gesagten erst in ihr volles Licht. Der Körper, so haben wir dort und auch hier gehört, ist ein pures Phaenomen, reiner Schein, und nun erfahren wir plötzlich, dass er eine Substanz sein, dass er selbst in einem Wesen substantiiert sein soll. Zwei Seiten früher erfahren wir, dass die Monade, die dem körperlichen Phaenomen korrespondierende Substanz" ist,[4]) womit doch sicherlich gesagt ist, dass der Körper selbst keine Substanz ist, und nun sagt uns der Verfasser, dass „wer dies glaubt", ihn „nicht verstanden" hat![5]) Ja, warum sorgt denn der Verfasser nicht dafür, dass seine Leser nach der 60. Seite wenigstens wissen, was er im Sinne hat? Warum sorgt er, da er dieses Missverständnis veraussieht, bei der grossen Ausführlibhkeit nicht auch für einige Verständlichkeit? Anstatt dessen verwirrt er den Leser durch einen derartigen Satz, der nichts anderes ist als ein leeres Spielen mit Worten[6]) in der Absicht, den

1) D. S. 61.

2) Ebenda u. f.

3) Oben S. 5 f.

4) D. S. 60.

5) Das. S. 62.

6) Was soll das heissen: „L. stellt nicht die Bedingung, dass der Körper in einem Wesen substantiiert . . . . sondern dass der Körper selbst in einem Wesen substantiiert sei?"

Leser über den unversöhnlichen Gegensatz zwischen des Verfassers und des Philosophen Worten hinwegzutäuschen.

Geben wir übrigens auf einen Augenblick zu, dass die L.'sche Ausdrucksweise auch für den Standpunkt D.'s die normale und die D.'sche nur zum Zweck der Erläuterung anwendbar ist; ist denn — so müssen wir dann fragen — L. niemals in die Lage gekommen, seine „zweideutige" Ausdrucksweise zu „erläutern?" Der Verfasser muss diese Frage natürlich entschieden vereinen. „Wenn L. dieser Erläuterung sich nicht unterzogen hat, so lag dies offenbar daran, dass er die Möglichkeit eines solchen Missverständnisses gar nicht bemerkte."[1]) Bei solchen Behauptungen ist es schwer, ernst zu bleiben. Man denke: L. ist etwa bis zu seinem 30. Lebensjahr Anhänger philosophischer Systeme, denen sein späterer Standpunkt ebenso fremd ist wie allen seinen Zeitgenossen und nun entwickelt er sein jenen gerade entgegengesetztes System in so „zweideutiger" Weise, ohne zu fürchten oder zu ahnen, dass er missverstanden werden könnte! Ja noch mehr! L. wird zu den meisten seiner Schriften „durchgehends durch Fragen, Einwürfe und Bedenken zeitgenössischer Gelehrter veranlasst,"[2]) sein System verdankt wie kaum ein anderes einer unausgesetzten scharfen Polemik seine allseitige Begründung und Ausgestaltung[3]) — und er bemerkt die Möglichkeit des naheliegendsten und unausbleiblichsten Missverständnisses nicht! Mit solch fadenscheinigen, gänzlich unhaltbaren Gründen lässt sich eine Darstellung eines philosophischen Systems nicht stützen und ein so schweres Bedenken gegen dieselbe, wie das angeführte, nicht entkräften.

So bleibt also die nackte, unwiderlegliche Thatsache bestehen, dass die Gedanken D.'s nicht die L.'s sind — das schlimmste Zeugnis für eine historische Darstellung! Fast jedes Wort des Philosophen macht jene Thatsache anschaulich; viele der betreffenden Aeusserungen lassen eine Umdeutung im Sinne des Verfassers unmöglich erscheinen. Wenn L.

---

1) Dillm. S. 62 f.

2) Das. S. 341.

3) Vergl. auch oben S. 20 und S. 37.

z. B. öfter sagt, dass „jede Mehrheit die Einheit voraussetzt“,[1]) dass es „ohne die wahren Einheiten keine Mehrheit gäbe“,[2]) so ist das gerade das Gegenteil von dem, was D. behauptet; denn nach ihm gibt es die Mehrheiten, die Aggregate, d. h. die körperlichen Phaenomene auch ohne die Einheiten, die Monaden und ganz unabhängig von ihnen; diese sind ja nur die den Mehrheiten entsprechenden, ihnen korrespondierenden Einheiten, wogegen freilich L. wiederum erklärt: „Wie alle Zahlen aus Einsen bestehen,[3]) so sind alle Mehrheiten aus Einheiten zusammengesetzt.“[3]) „Eine Armee, eine Heerde, ein Teich voll Fische, wenn er mit all seinen Fischen gefroren und fest geworden wäre, wird immer eine Collection von mehreren Substanzen sein“[4]) — nicht aber, wie man nach D. erwarten müsste, ein pures Phaenomen.

Von den sehr zahlreichen, ganz unzweideutigen Aeusserungen L.'s über diese Frage sei nur noch eine besonders interessante herausgehoben. In einem Schreiben an die Churfürstin Sophie vom 31. Oktober 1705[5]) macht der Philosoph der Fürstin in überschwänglicher Freude und Bewunderung die Mitteilung, dass der Herzog von Burgogne in seinem Werke „Die Elemente der Geometrie“ auf ganz anderem Wege seine — des Philosophen — Lehre von den Einheiten gefunden habe. Nach einem längeren Referat über das genannte Werk citiert L. aus demselben u. a. folgende Stelle: „„Hier““ — „so fügt dieser scharfsinnige Fürst hinzu“ — „„stösst unsere Vernunft auf sonderbare Extreme. Die Geometrie lehrt uns die unendliche Teilbarkeit der Materie, und zugleich finden wir, dass sie aus Unteilbarem zusammengesetzt ist.““ „Ich finde“ — fügt L. hinzu — „meinen Gedanken von den Einheiten wunderbar gut

---

1) Gerh. II. 118; ebenso VII. 552, 558 unten u. ö.

2) Gerh. IV. 483 und o.

3) Gerh. VII. 540; consistent en un et un; vgl. auch: VII. 556 unten, 557 unten, 564, 566. II. 252, 256, 261 unten, 268 u. ö.

4) Gerh. IV. 473.

5) Gerh. VII. 558 ff.

dargestellt."[1]) Und angesichts solcher nicht misszuverstehender Aeusserungen behauptet D.: „Dass aber diese Worte" (der Körper sei ins Unendliche geteilt) „nicht dahin verstanden werden können, dem Körper liegen unendlich viele unteilbare Substanzen zu Grunde, ist klar. Mit viel grösserem Recht würde man sie gerade im entgegengesetzten Sinne verstehen können etc."[2])

Für D. ist es „offenkundig, dass L. überall nur die Notwendigkeit einer Seele im Körper behauptet." Aus den obigen Stellen geht schon zur Genüge hervor, dass diese Behauptung ebenfalls grundfalsch ist; von denjenigen Briefen an Arnauld, in denen zuerst von der körperlichen Einheit die Rede ist, bis zu seinem Tode hat L. neben dieser Behauptung auch noch die andere immer und immer wieder aufgestellt, dass der Körper ein Aggreget, eine Anhäufung, eine Collection von — Substanzen ist. So heisst es in einem der ersten von jenen Briefen: „Nach meiner Meinung kann ein Marmorblock . . nicht für eine einzige Substanz gelten, sondern für eine Anhäufung von mehreren."[3]) Und in der Monadologie — bekanntlich der letzten zusammenhängenden Schrift des Philosophen — wird gesagt: „Es muss einfache Substanzen geben, weil es zusammengesetzte gibt; denn das Zusammengesetzte ist nichts anderes als eine Häufung, ein Aggregat von Einfachem."[4]) Das ist kurz und klar der Gedanke, der sich auch in den früher angeführten Stellen ausspricht. Und trotz dieser klaren und scharfen Praecisierung des Gedankens behauptet der Verfasser: „L. beweist niemals, dass viele einzelne Substanzen keine Einheit, nichts Reales ausmachen können, und dass, wenn dies sein solle,

---

1) Gerh. VII. 560; vgl. auch das Vorhergehende und Folgende. Auf Grund dieser Aussage L.'s müsste der Verfasser eigentlich den Herzog von Burgogne als „dritten im Bunde" derer nennen, die den „eigentümlichen" Standpunkt L.'s, von den sonst niemand „auch nur eine Ahnung" hatte, gekannt haben.

2) Dillm. S. 41; vgl. auch die Fortsetzung.

3) Gerh. II. 76, ebenso 75 und oft.

4) Gerh. VI. 607_2 ebenso 598 und oft.

ihnen eine Seele zugeteilt werden müsse."[1]) Nach der traditionellen Auffassung wäre allerdings die Seele das Mittel der Einigung des körperlichen Aggregats; das widerspricht aber „den ausdrücklichen Erklärungen des Philosophen auf das entschiedenste. Er stellt nämlich die Seele so wenig als blosses Mittel dar, durch welches der Körper zu etwas Reellen gemacht werden soll, dass er sie vielmehr als das Wesen, die Essenz, die Substanz des Körpers bezeichnet."[2])

Vor allem erhebt sich hier die Frage: Wo liegt der Gegensatz, den der Verfasser in dissem Satz aussprechen will? Ist wirklich der Satz, dass die Seele die Substanz des Körpers sei, unverträglich mit dem anderen, dass die Seele das Mittel für die Einigung des körperlichen Aggregats bildet, oder ist nicht vielmehr das gerade Gegenteil der Fall? Wahre Einheit und Substanz sind bei L. identische Dinge; was keine Einheit hat, ist auch keine Substanz; soll also der Körper eine Substanz sein, so muss das Monadenaggregat durch eine Seele, durch die Monas dominans zur Einheit verbunden werden und insofern macht diese das Wesen, die Substanz des Körpers aus.[3]) D. citiert selbst kurz vorher eine Stelle, in der sich der Philosoph in diesem Sinn ausspricht, und welche der obigen Behauptung des Verfassers ganz ausdrücklich widerspricht: „Durch das

---

1) D. S. 42.

2) Dillm. S. 50.

3) In einem der letzten Briefe an De Volder, Gerh. II. 252, fasst L. in einer geradezu classischen Stelle die Resultate seiner Untersuchungen in folgende Worte zusammen: Distinguo ergo:

(1) Entelechiam primitivam seu Animam
(2) Materiam nempe primam seu potentiam passivam primitivam.
(3) Monada his duabus completam
(4) Massam seu materiam secundam, sive Machinam organicam, ad quam innumerae concurrunt Monades subordinatae
(5) Animal seu substantiam corpoream, quam **Unam** facit Monas dominans in Machinam. vgl. auch das Vorhergehende.

Mittel der Seele .. gibt es eine wahrhafte Einheit in den Körpern." [1])

Bezüglich der Belegstellen, die D. für jene Behauptung anführt, ist Folgendes zu bemerken: Fürs erste sind die aus den „anderen" Schriften „herbeigezogenen" Stellen[2]) in der That bei den Haaren herbeigezogen; es ist ganz unmöglich, dieselben, besonders wenn man sie in dem Zusammenhang betrachtet, in dem sie stehen,[3]) im Sinne D.'s auszulegen; aber dem Verfasser wird so vieles Unmögliche möglich und so kommt es nach ihm L. in jenen Aeusserungen nur darauf an, „dass in[4]) dem Körper etwas Reales sich befinde, selbstverständlich ein diesem Körper entsprecpendes Reales, eine ihm korrespondierende Substanz." [5]) Für D. mag dies „selbstverständlich" sein trotz des unzweideutigen Wortlauts der Quellen, aber damit ist es für andere nicht bewiesen und doch sollte man dies verlangen.

Alle übrigen Stellen sind (mit 4 ziemlich belanglosen Ausnahmen)[6]) dem Briefwechsel mit dem Pater Des Bosses entnommen. Den Mittelpunkt dieser Correspondenz bildet bekanntlich die Frage, wie sich die Brodverwandlungslehre vom Standpunkt der Monadenlehre erklären lasse; man hat dem Philosophen mit Recht den Vorwurf gemacht, dass er sich dem Pater gegenüber zu nachgiebig gezeigt und sich manches Zugeständnis habe ablocken lassen. So nennt

1) Gerh. IV. 482 bei D. S. 48.

2) Dillm. S. 57.

3) D. hätte hier und an vielen anderen Stellen seiner Darstellung die sehr gute Lehre beherzigen sollen, die er Kuno Fischer gelegentlich (S. 321 Anm.) zu geben weiss, dass es nämlich „in einer histor. Darstellung nicht gestattet ist, die Aeusserungen L.'s in jeden beliebigen Zusammenhang zu bringen."

4) Wie D. in all diesen Stellen (S. 57) das Wörtchen „in" bes. betonen kann, ist nicht gut verständlich; der Körper ist doch eine Art Vorstellung und diese ist sowohl ausser uns, als auch ausserhalb des körperlichen Phaenomens in einer korrespondierenden Substanz realisiert, diese Substanz ist also doch im eigentlichen Sinn nicht in dem Körper.

5) D. S. 57 u.

6) D. S. 50f: II. 72; IV. 73, 395, VII. 314E.; die Stellen aus dem Briefwechsel mit Des Bosses: vgl. S. 51 57.

Zeller das vinculum substantiale (monadibus superadditum), von dem in dieser Correspondenz und nur in dieser sehr häufig die Rede ist, eine „Anbequemung an einen fremden Standpunkt."[1]) Der Verfasser aber will gerade diesen Briefwechsel ganz besonders für seine Darstellung benützen und so macht er sich Bahn frei mit der Versicherung: „Dieses vinculum substantiale bietet durchaus keine Schwierigkeiten. . . . Es kann kein Zweifel sein, dass es dasselbe ist, was L. sonst die Seele des Körpers nennt. . . . Eine eingehendere Untersuchung des Systems zeigt, dass dieser Briefwechsel in allen Punkten mit der Lehre des Philosophen in vollkommenster Ueberstimmung ist etc.[2]) Mit Recht wendet Wallace hiegegen ein: „Solche Anbequemung . . ist nur eine zu grosse Schwäche L.'s. Aber mit Des Bosses ist er besonders nachsichtig in einer hypothetischen Annahme seiner . . . Theorien mit den scholastischen Verwirrungen des vinculum substantiale und gesteht[3]), dass das Problem, so dargestellt, ihm neu sei."[4]) In der That ist die Annahme des vinculum substantiale eine bloss hypothetische; nicht thatsächliche Grundlehren des Systems werden an den betreffenden Stellen entwickelt, sondern mögliche Combinationen im Sinne und zum Zweck der Erklärung der Transsubstantiation aufgestellt.

So bestätigen die Quellen die Worte Zellers: „L. verbirgt nicht. dass er für seine Person die Zuhilfenahme eines eigenen vinculums so wenig, als die Brodverwandlungslehre selbst, gutheisse.[5]) So heisst es nach einer längeren Auseinandersetzung über „körperliche Substanz" (vinculum s.) und die damit zu erklärende Transsubstantiation: „Interim, ut verum dicam, mallem accidentia Eucharistica explicari per phaenomena"[6]), d. h. ohne die „körperliche Substanz." Ebenso: „Hiezu (zur Uebereinstimmung zwischen

1) Zeller, Gesch. d. d. Ph. S. 120 Anm.
2) D. S. 25 Anm.; vgl. die ganze Anm.
3) Gerh. II. 499.
4) Mind, l. c. p. 228.
5) Zeller l. c. p. 120 Anm.
6) Gerh. II. 436 u.

Seele und Körper) . . ist es nicht notwendig, etwas ausser allen Monaden oder Seelen anzunehmen."[1]) „Wenn ein Weg sich finden liesse, bei Zurückführung der Körper auf blosse Phaenomene (d. h. ohne v. s.) euere Transsubstantiation zu erklären, so wäre mir das lieber."[2])

Dieses vinculum substantiale ist offenbar nichts anderes als jene „unio metaphysica", welche L. noch im J. 1706 in einem Briefe an De Volder bespöttelt und als „scholastische Utopie" bezeichnet. Der Jesuit Tournemin, erzählt er dort, habe ihm für seine praestabilierte Harmonie lauten Beifall gezollt, dann aber nach der von der blossen Uebereinstimmung (consensus) verschiedenen Einigung (unio) zwischen Körper und Seele gefragt; darauf habe er ihm geantwortet, „dass jene unbekannte metaphysische Einigung, welche die Schule über die Uebereinstimmung hinaus noch zulasse, kein Phaenomen sei und dass man davon keinen Begriff noch ein Kennzeichen geben könne."[3]) Die obige Behauptung des Verfassers, dass das vinculum s. ohne Zweifel dasselbe ist, was L. sonst als Seele des Körpers bezeichnet, ist somit eine jener Versicherungen, die sich ausschliesslich auf die Gläubigkeit — man möchte fast sagen auf die Unwissenheit — des Lesers stützen.

Zum Ueberfluss sei hier noch eine Stelle hergesetzt, in welcher L. ausdrücklich das Gegenteil der obigen Behauptung ausspricht. Nachdem von der „körperlichen Substanz", welche „etwas Reales ausser den Monaden" sein soll — wiederum hypothetisch — die Rede war, fährt L. fort: „Talis autem forma tunc non erit anima etc."[4]) Dieser Briefwechsel nimmt also gerade in Bezug auf die in Rede stehende Frage eine durchaus exceptionelle Stellung innerhalb der L.'schen Schriften ein und dasselbe gilt natürlich von den bezüglichen bei D. citierten Stellen.

Selbst aber, wenn man diese als vollgiltig ansieht, beweisen sie keineswegs das, was sie nach dem Verfasser

1) Gerh. II. 451 u.
2) Gerh. II. 461 u.
3) Gerh. II. 281; vgl. auch das. das Vorhergehende.
4) Gerh. II. 435.

beweisen sollen. Das geht am besten aus den Widersprüchen hervor, welche die Consequenzen aus jenen Citaten im Sinne D.'s ergeben. D. sagt: „Die körperliche, die zusammengesetzte Substanz — und wir fügen gleich im Sinne des Verfassers hinzu: die Seele — ist also . . . etwas Reales ausser, neben den Monaden“[1]) und sie heisst vinculum substantiale „nicht deshalb, weil die Seele die einzelnen Monaden miteinander verbindet, sondern, weil sie selbst und für sich allein ein „Band“, eine „Vereinigung“ derselben darstellt, sie als Einheit repraesentiert.“[2]) Die Seele gilt also hier als a) eine von den Monaden verschiedene Substanz,[3]) b) eine Vereinigung der Monaden, c) eine Repraesentation der Monaden. Wenige Seiten später wird als „feststehend“ hingestellt, „dass die Seele, die Monade nach L. keineswegs die einzelnen unteilbaren Substanzen, die Monaden vorstellt“[4]) oder — wie wir im Sinne D.'s[5]) hinzufügen -- repraesentiert. Hier wird also gesagt a) Seele = Monade also b) nicht eine „Vereinigung“ der Monaden und c) nicht eine Repraesentation derselben; denn die Monade repraesentiert nach D. nicht die einzelnen Monaden, sondern lediglich Phaenomene.[6]) Wo liegt nun die Wahrheit? Wo ist der Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels zu finden?

Noch manche wichtige Frage liesse sich im Anschluss an die Auseinandersetzungen des Verfassers in diesem Abschnitt stellen; wir unterdrücken dieselben, da sie überflüssig und zwecklos sind, solange die bisher aufgestellten nicht eine genügende Beantwortung gefunden haben.

Auch aus diesen Betrachtungen ergibt sich, wie unlogisch und unhaltbar die Grundlagen sind, auf denen D. seinen

1) D. S. 52.

2) Das. S. 56. Diese Deutung des Ausdrucks vinculum ist durchaus unhaltbar; vinculum heisst die Fessel, das Band, das Bindemittel, nicht aber die Vereinigung, das Gebundene, das Bündel; diese Bedeutung müsste der Ausdruck aber nach D. haben.

3) Ausdrücklich nennt D. die Seele so auf S. 25 Anm.

4) D. S. 58.

5) Ebenda vgl. auch Absch. 9. und 10. Auf. S. 315.

6) Ebenda; auch S. 60 u. ö.

„Standpunkt“ aufbaut, dass dieser also im Lichte einer historisch-kritischen Betrachtung in Dunst zerfliesst. Wenn also der Verfasser glaubt, dass „die Wissenschaft in der Zukunft“ mit diesem Standpunkt, — dem „wichtigsten Resultat“ aller seiner Untersuchungen — „zu rechnen oder wenigstens sich auseinanderzusetzen haben wird,“ so meinen wir, dass diese Abrechnung oder Auseinandersetzung sehr kurz sein wird.

Da nun D. das ganze L.'sche System als eine Ausstrahlung aus diesem verkehrten Standpunkt darstellen will, so versteht sich von selbst, dass diese Darstellung zum grossen Teil in demselben trüben und unhistorischen Licht erscheinen wird; werfen wir noch kurz einen Blick auf einige der hier nicht behandelten Abschnitte des D.'schen Buches.

Der zweite[1]) und dritte[2]) Abschnitt der I. Abt. haben die beiden Erörterungen über Bewegung und Widerstand zum Gegenstand; entsprechend dem oben[3]) angegebenen Verhältnis, in welchem jene drei Erörterungon L.'s nach D. stehen, werden diese Abschnitte ganz analog mit dem ersten durchgeführt und es lassen sich gegen dieselben — mutatis mutandis — dieselben Einwendungen erheben, wie gegen die Ausführungnn im 1. Absch. Im 3. Absch. wird eine ausführliche Erörterung über den Begriff des Körpers eingeschaltet,[4]) die in dem Satz gipfelt: „So ist es eine vollständig unausweichliche Konsequenz dieses eigentümlichen Standpunktes, dass L. den Körper . . . in der Ausdehnung **selbst** einer Natur und näher in der Ausdehnung selbst der Thätigkeit und des Widerstandes bestehen[5]) lässt.

---

1) S. 85—137.

2) S. 137—187; dann folgt der Rückblick S. 187—194.

3) S. 62 f.

4) S. 137—147.

5) S. 147; in diesem Absch. passiert dem Verfasser das Malheur, dass er S. 139 gegen eine falsche Auffassung (vgl. die Anm. das.) der vorher angeführten Stellen polemisiert, während diese Stellen gar nicht so aufgefasst wurden. Zeller bezieht sich an der ange-

Von dem 4. Abschnitt „Die mechanische Naturerklärung als Vorraussetzung des Systems" war schon oben[1]) die Rede.

Der 5. Abschnitt „Die geschichtliche Stellung L.'s beweist in ganz überflüssiger Breite und Ausführlichkeit den, wie D. selbst zugibt, nicht neuen Gedanken, dass die Tendenz des L.'schen Systems ist „die alte Zeit mit der neuen", die substantiellen Formen mit der mechanischen Naturerklärung zu vereinigen. D. hat allerdings — wie wir glauben — vollkommen Recht, diesen Punkt besonders zu betonen und diese Tendenz als die Grundtendenz L.'s zu bezeichnen; es hätte aber genügt, einige der unzweideutigen Aeusserungen L.'s hierüber anzuführen und darauf hinzuweisen, wie L., nachdem er einmal von der These: „Das ganze Wesen der Dinge liegt in den substantiellen Formen" zur Antithese: „Alles geschieht mechanisch und muss mechanisch erklärt werden", fortgeschritten war, gerade infolge seiner konziliatorischen Veranlagung dazu kam und eigentlich dazu kommen musste, diese beiden Weltanschauungen in einer neuen dritten zu vereinigen. Die breiten Auseinandersetzungen, auf die der Verfasser sich hier einlässt, sind zum Teil überflüssig, zum Teil falsch[2]).

Der erste Teil des 6. Abschnitts wurde bereits ausführlich behandelt[3]), der 2. Teil, „Die Begriffe des Raumes und der Zeit" bedarf einer eingehenden Prüfung; nach D. ist der Raum bei L. „nicht ein Phaenomen von der Ordnung dessen, was dem Körper zu Grunde liegt, der Monaden, sondern nur eine Ordnung der Phaenomene selbst der Körper selbst"[4]), Analoges gilt von der Zeit. Dass Raum und Zeit nicht Phaenomene sondern — Ordnungen sind, ist schwer zu begreifen und im Sinne der Monadenlehre nicht gut anzunehmem. Die Citate und Behauptungen D.'s sind auch hier häufig ganz und gar unzuverlässig.

---

gebenen Stelle (S. 106) nicht auf eine einzige dieser, sondern auf ganz andere Stellen!

1) S. o. S. 35.

2) Vergl. darüber oben S. 34 ff.; bei D. z. B. S. 227—233.

3) O. S. 40 ff.

4) D. S. 270 o.

Der kurze 7. Abschnitt „Die Substanzen als Repräsentationen der äusseren Dinge“ gehört eigentlich zu dem folgenden (8.) Abschnitt (Der Begriff der Repräsentation). Da die Substanzen nach D. lediglich Phaenomene repräsentieren, die Phaenomene aber wohl nicht gut als äussere Dinge bezeichnet werden können, ist schon der Titel unverständlich; was D. auf S. 303 Neues sagen will, ist eine leere Spitzfindigkeit.

Der 8. u. 9. Abschnitt behandeln die wichtigen Begriffe der Repräsentation und der Vorstellung; der erstere ist nach der D.'schen Darstellung „der interessanteste und tiefste, zugleich der wichtigste Begriff der L.'schen Monadenlehre“ [1]); die Substanz repräsentiert ihren Körper, das Universum, heisst nach D. „sie ist selbst das als Einheit, was der Körper als Aggregat, sie ist selbst das als innere, geistige Veränderung, was die Bewegungen des Körpers als äussere, materielle Veränderungen sind“ [2]), sie ist, mit einem Wort selbst das geistige „Modell“ [3]) des Körpers und also auch des Universums. Die einheitliche Durchführung dieser Auffassung in den Quellen ist unmöglich, diese selbst von D. nicht ohne Entstellungen und Verkürzungen der Citate [4]) zu beweisen versucht; die offenbar widersprechenden Ausdrücke in L.'s Schriften sind einfach ignoriert. Aus der Repräsentation folgt nach dem Verfasser eo ipso die Vorstellung. „Damit, dass die Substanzen die Welt repräsentieren, ist es allerdings unmittelbar und eo ipso gegeben, dass sie dieselbe auch vorstellen, percipieren, aber dies, dass sie die Welt repräsentieren, heisst deshalb doch nicht, dass sie dieselbe percipieren“ [5]) (!).

---

1) D. S. 304.

2) Das. S. 314.

3) Das. S. 308.

4) Vergleiche die Citate 310 ff. mit den Quellen. Diese Auffassung der Repräsentation hat Aehnlichkeit mit der von Class (l. c. p. 110) aufgestellten Meinung, ist aber nicht dasselbe. Class sagt: „Jede Monade ist das, was das Universum auf objektive Weise ist, als ein Subjektives.“

5) D. S. 309 vgl. auch S. 319.

Im 9. Abschnitt stellt der Verfasser auch die öfter citierte Behauptung auf, dass „die Substanzen, ebenso wie der Mensch, lediglich Phaenomene repräsentieren (oder vorstellen)“[1]. Nun sagt aber D. selbst: „Die Welt besteht . . . aus einer Unendlichkeit einfacher Substanzen“, die Monaden repräsentieren aber bekanntlich das ganze Universum, also müssen sie doch wohl die Monaden auch repräsentieren? Ferner repräsentieren die Monaden — wenigsten die Seelen — auch Gott, und dieser ist doch keinesfalls ein Phaenomen?!

Der letzte (10.) Abschnitt der I. Abteilung „Die L.'sche Terminologie“ ist ganz unzulänglich; eine genaue Begriffsbestimmung von materia prima und materia secunda fehlt u. a. Von der 2. Abteilung sei der Abschnitt von der individuellen Substanz hervorgehoben, der, wie wir glauben, richtig nachweist, dass der Begriff der individuellen Substanz nicht im Gegensatz zum Pantheismus, sondern als Gegensatz zu den allgemeinen Substanzen der Alten aufgestellt und betont wird.

Die wichtigsten Abschnitte dieser Abteilung sind sodann der von der prästabilierten Harmonie (5. Abschnitt) und die „Lehre von Gott“ (8. Abschnitt). Der erstere gipfelt in dem Satze: „Es ist und bleibt daher ganz und gar unmöglich, zu lehren, Gott habe die Substanzen so angelegt, dass ihre Handlungen miteinander übereinstimmen“[2] — diese Ueber-

---

1) Dillm. S. 315; was soll die Klammer? Sie kann höchstens die Unklarheit vergrössern. S. 319 heisst es: „Die Vorstellung ist die Repräsentation der Vielheit in der Einheit, aber man darf den Satz nicht umkehren und sagen, die Repräsentation der Vielheit in der Einheit bedeute, dass die erstere von der letzteren vorgestellt werde.“ (!) Wenn die Definition richtig ist, sollte die Umkehrung doch wohl gestattet sein.

2) D. S. 382. Wenn sich nun L. ausdrücklich in diesem Sinn äussert, wenn er sagt, Gott habe die S. so angelegt, ihnen eine solche Natur gegeben, dass sie übereinstimmen, so kann dies nach D. nur heissen, „Gott sei das Princip für die Thatsache selbst, dass die Subst. harmonische Begriffe haben etc.“ (S. 385); vgl. w. S. 82; vgl. dazu auch S. 388 u.!

einstimmung beruht vielmehr auf dem „*Begriff, der Idee, der* **originalen** *Konstitution, der repräsentativen Natur*“[1]) der Substanzen. Wenn L. trotzdem unzähligemal sagt, Gott habe die Substanzen so angelegt, ihnen eine solche Natur gegeben, dass sie übereinstimmen, so kann das nur heissen, „*Gott sei das Princip für die Thatsache* **selbst**, *dass die Substanzen harmonische Begriffe haben, er repräsentiere das Schaffen und Realisieren* **selbst** der Naturen der Dinge.“[2]) (!) Aehnlich heisst es später: „Wenn L. sagt, Gott schaffe, produciere die Dinge unaufhörlich, er erhalte sie, sie seien seine Emanation,“ so heisst das, „er repräsentiere beständig das *Realisieren* **selbst** der Dinge, *er sei der* einem solchen Realisieren, Erhalten *entsprechende Akt*, er stelle jenes in diesem dar“[3]) (!)

Mit diesen Sätzen befinden wir uns bereits im Brennpunkt der „Lehre von Gott“ und zugleich „auf dem Höhepunkt der Monadenlehre.“[4]) Es ist recht schwül und schwindlig auf diese Höhe und wir fürchten, dass D. der einzige bleibt, der sie erstiegen hat. Aber so mancher wird es wohl versuchen, den Spuren des Verfassers zu folgen, um, auf jenem Höhepunkt angelangt, die eingangs versprochene schöne und vollkommene Aussicht auf das L.'sche System zu geniessen, und, wird ihm auch diese nicht zuteil, so wird er bei dieser Wanderung doch erfahren, dass noch manches Stück des durchwanderten Gebietes brach liegt, das dem emsigen Arbeiter schöne Früchte verspricht.

So wird D. vielleicht das Verdienst haben, der *Leibniz*forschung neue und nachhaltige Anregung gegeben zu haben.

Herrn Prof. Dr. *Falckenberg* in Erlangen erlaube ich mir für die Anregung zu vorstehender Arbeit meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

---

1) D. S. 389.

2) Das. S. 385; ebenso 468 f. 471.

3) D. S. 468 u. f.

4) Das. S. 471.



